

blanvalet

DIANA GABALDON



FEUER
UND STEIN
ROMAN

DIANA GABALDON
Feuer und Stein

Buch

Man schreibt das Jahr 1946. Claire Beauchamp Randall, die während des Krieges als Krankenschwester an der Front gearbeitet hat, verbringt die zweiten Flitterwochen mit ihrem Mann Frank in Schottland. Schon bald zieht ein alter magischer Steinkreis in der Nähe ihrer Pension Claire in seinen Bann – eigentlich ganz untypisch für die patente und sehr rational eingestellte junge Frau. Als sie eines Tages nichtsahnend einen der Steine berührt, verliert sie das Bewußtsein – und erwacht mitten im Schlachtgetümmel schottischer Rebellen, im Jahr des Herrn 1743. Zu dieser Zeit ist das Leben in den Highlands geprägt von Rebellion und Verrat, von beginnender Aufklärung und finsternem Aberglauben. Und dank ihres seltsamen Auftretens sowie ihrer beeindruckenden Kenntnisse gerät die unfreiwillige Gesandte aus dem 20. Jahrhundert bald in den Ruf, eine leibhaftige Hexe zu sein. Glücklicherweise findet sich ein Beschützer für Claire: Jamie Fraser, der aufständische Clanführer, ein prächtiger Bursche mit breiten Schultern, feuerrotem Haar und einer Leidenschaft, vor der Claire nur zu gern kapituliert. Bis sie sich entscheiden muß – zwischen der Zukunft, in die sie gehört, und der Vergangenheit, in der sie lebt ...

Autorin

Diana Gabaldon, von Beruf Honorarprofessorin für die Tiefseebiologie und Zoologie an der Universität von Arizona, hat als Schriftstellerin bereits mit ihrem Debütroman *Feuer und Stein* einen überwältigenden Erfolg errungen.

Die Highland-Saga von Diana Gabaldon:

Feuer und Stein (Band 1; 36105) · Die geliehene Zeit (Band 2; 36106) · Ferne Ufer (Band 3; 36107) · Der Ruf der Trommeln (Band 4; 36108) · Das flammende Kreuz (Band 5; 36059) · Ein Hauch von Schnee und Asche (Band 6; 36731) · Der magische Steinkreis. Das große Kompendium zur Highland-Saga (35180)

Die Lord-John-Saga von Diana Gabaldon:

Das Meer der Lügen (36264) · Die Hand des Teufels (36561)

Diana Gabaldon

Feuer
und Stein

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Elfriede Fuchs
und Maya Ubik

BLANVALET

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
»Outlander« bei Delacorte Press,
a division of Random House, Inc., New York.



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

10. Auflage

Taschenbuchausgabe Mai 2004 bei Blanvalet, einem
Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH,
München.

Copyright © by Diana Gabaldon 1991

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1995

by Verlagsgruppe Random House GmbH

Published by Arrangement with the author,
c/o Baror International, Inc., Armonk, New York, USA.

Umschlaggestaltung: Design Team München

Lektorat: Silvia Kuttny

UH · Herstellung: Luise Wagner

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-36105-2

www.blanvalet.de

*Zum Gedenken an meine Mutter
Jacqueline Sykes Gabaldon,
die mich lesen gelehrt hat*

Menschen verschwinden ständig. Fragen Sie die Polizei. Besser noch, fragen Sie einen Journalisten. Daß Menschen vermißt werden, ist für Journalisten so etwas wie das tägliche Brot.

Junge Mädchen reißen von zu Hause aus. Kleine Kinder laufen ihren Eltern weg und werden nie mehr gesehen. Hausfrauen sind plötzlich mit ihrer Geduld am Ende und nehmen das Haushaltsgeld und ein Taxi zum Bahnhof. Internationale Finanziere ändern ihren Namen und lösen sich im Rauch einer Havanna auf.

Viele Vermißte werden schließlich gefunden – lebendig oder tot. Für ihr Verschwinden gibt es im allgemeinen eine Erklärung.

Meistens jedenfalls.

ERSTER TEIL

Inverness, 1945

Ein neuer Anfang

Der Ort sah, zumindest auf den ersten Blick, nicht so aus, als würden dort viele Menschen verschwinden. Mrs. Bairds Frühstückspension war ein Haus wie tausend andere im schottischen Hochland anno 1945; sauber und ruhig, mit verblaßten Blümchentapeten, gewienerten Böden und einem Durchlauferhitzer im Bad, in den man Münzen einwerfen mußte. Mrs. Baird war mollig und gelassen und hatte nichts dagegen, daß Frank all seine Bücher und Papiere, die ihn auf jeder Reise begleiteten, in ihrem kleinen, mit Rosenmuster verzierten Wohnzimmer deponierte.

Ich begegnete Mrs. Baird in der Diele, als ich auf dem Weg nach draußen war. Sie hielt mich auf, legte ihre etwas feiste Hand auf meinen Arm und zupfte an meinen Haaren herum.

»Ach du liebe Güte, Mrs. Randall, so können Sie doch nicht aus dem Haus gehen! Darf ich's mal ein bißchen festdrücken? So. Jetzt ist es schon viel besser. Meine Cousine hat mir von einer neuen Dauerwelle erzählt. Die wird wunderschön und hält traumhaft gut; vielleicht sollten Sie's das nächste Mal auch damit versuchen.«

Ich brachte es nicht übers Herz, Mrs. Baird zu sagen, daß die Widerspenstigkeit meiner hellbraunen Locken allein auf eine Laune der Natur und nicht auf Versäumnisse von seiten des Friseurgeschäftes zurückzuführen war. Ihre steifgelockten Wellen zeichneten sich jedenfalls nicht durch derlei Eigensinn aus.

»Das werde ich tun, Mrs. Baird«, log ich. »Ich gehe nur schnell ins Dorf runter und treffe mich mit Frank. Wir sind zum Tee wieder da.« Ich verschwand, bevor sie weitere Mängel an meiner Erscheinung entdecken konnte. Ich war vier Jahre Krankenschwester bei der Royal Army gewesen und genoß es nun, statt der Uniform leichte, buntbedruckte Kattunkleider zu tragen, die für stramme Märsche durch die Heide jedoch völlig ungeeignet waren.

Nicht, daß ich ursprünglich geplant hätte, dies oft zu tun; ich hatte mir eher vorgestellt, morgens auszuschlafen und mit Frank lange faule Nachmittage im Bett zu verbringen. Es war jedoch schwierig, eine angemessen romantische Stimmung zu schaffen, wenn Mrs. Baird vor unserer Tür emsig staubsaugte.

»Das muß der schmutzigste Teppich von ganz Schottland sein«, hatte Frank heute vormittag bemerkt, als wir im Bett lagen und dem wilden Röhren des Staubsaugers auf dem Flur lauschten.

»Fast so schmutzig wie die Fantasie unserer Wirtin«, bestätigte ich. »Vielleicht hätten wir doch nach Brighton gehen sollen.«

Wir hatten uns entschlossen, daß wir, bevor Frank seiner Berufung als Geschichtspräsident nach Oxford folgte, in den Highlands Urlaub machen wollten, weil die Schrecken des Krieges Schottland etwas weniger heimgesucht hatten als den Rest von Großbritannien und weil es nicht so anfällig war für die hektische Nachkriegsmunterkeit, die in populäreren Feriengenden grassierte.

Und ohne es besprochen zu haben, glaubten wir wohl beide, es sei ein nachgerade symbolischer Ort zur Neubelebung unserer Ehe; kurz vor Ausbruch des Krieges – sieben Jahre war es her – hatten wir in den Highlands geheiratet und dort unsere zweitägigen Flitterwochen verbracht. Ein friedliches Refugium, in dem wir einander wiederentdecken konnten, so meinten wir, ohne zu bedenken, daß Golf und Angeln zwar Schottlands beliebteste Sportarten im Freien sind, Klatsch aber der beliebteste Zeitvertreib in geschlossenen Räumen. Und wenn es so ausgiebig regnet wie in Schottland, halten sich die Menschen oft in geschlossenen Räumen auf.

»Wohin gehst du?« fragte ich, als Frank seine Beine aus dem Bett schwang.

»Ich könnte es nicht ertragen, wenn die gute Frau enttäuscht von uns wäre«, antwortete er. Er setzte sich auf die Kante des hochbetagten Bettes und wippte behutsam auf und ab, was ein durchdringend rhythmisches Quietschen hervorrief. Das Staubsaugen auf dem Flur wurde eingestellt. Nach ungefähr zwei Minuten gab Frank ein lautes, theatralisches Stöhnen von sich und fiel hintüber, wogegen die Sprungfedern schnarrend protestierten. Ich kicherte in mein Kissen, um die atemlose Stille vor der Tür nicht zu entweihen.

Frank zog die Augenbrauen hoch. »Du sollst nicht kichern, sondern verzückt stöhnen«, ermahnte er mich flüsternd. »Sie wird noch denken, ich sei kein guter Liebhaber.«

»Wenn du verzücktes Stöhnen erwartest, mußt du schon länger durchhalten«, erwiderte ich. »Mit zwei Minuten verdienst du nicht mehr als Gekicher.«

»Unverschämtes Frauenzimmer. Ich bin hierhergekommen, um mich auszuruhen, hast du das vergessen?«

»Faulpelz. Wenn du nicht ein bißchen mehr Fleiß an den Tag legst, wirst du es nie bis zum nächsten Ast an deinem Stammbaum bringen.«

Franks Leidenschaft für Ahnenforschung war ein weiterer Grund dafür, daß wir uns die schottischen Highlands ausgesucht hatten. Einem der dreckigen Zettel zufolge, die er mit sich herumschleppte, hatte irgendein leidiger Vorfahr von ihm Mitte des siebzehnten oder achtzehnten Jahrhunderts irgend etwas in dieser Gegend zu schaffen gehabt.

»Wenn ich an meinem Stammbaum als kinderloser Knorren ende, ist es zweifellos die Schuld unserer unermüdlichen Wirtin da draußen. Schließlich sind wir seit fast acht Jahren verheiratet, und Frank junior wird ehelich genug sein. Jedenfalls brauchen wir keine Zeugen, wenn du ihn empfängst.«

»Falls überhaupt«, sagte ich pessimistisch. In der Woche vor unserem Aufbruch in die Highlands waren wir wieder enttäuscht worden.

»Wie sollen wir es *nicht* schaffen bei all der frischen Luft und gesunden Ernährung?« Zum Abendessen hatte es gestern Brathering gegeben. Zum Mittagessen Salzhering. Und der penetrante Geruch, der nun die Treppe heraufwehte, deutete stark darauf hin, daß es zum Frühstück Räucherhering geben würde.

»Wenn du nicht vorhast, zur Erbauung von Mrs. Baird eine Zugabe zu geben, dann solltest du dich jetzt anziehen«, sagte ich. »Wolltest du dich nicht um zehn mit dem Pfarrer treffen?« Reverend Dr. Reginald Wakefield, Pastor der hiesigen Gemeinde, würde Frank ein paar ungemein faszinierende Taufregister vorlegen; ganz zu schweigen von der verlockenden Möglichkeit, daß er vielleicht einige schimmelige Kriegsberichte ausgegraben hatte, in denen der berühmt-berüchtigte Vorfahr erwähnt wurde.

»Wie hieß dieser Ur-Ur-Ur-Urgroßvater von dir noch mal?« fragte ich. »Der hier bei einem Aufstand mitgemischt hat? Willy oder Walter? Ich weiß es nicht mehr.«

»Jonathan.« Frank nahm mein Desinteresse an der Familienge-

schichte gelassen hin, blieb aber immer wachsam, um beim geringsten Ausdruck von Wißbegier meinerseits die Gelegenheit zu ergreifen und mir alle bisher bekannten Fakten über die Randalls und ihre Verbindungen aufzuzählen. Während er sein Hemd zu-knöpfte, blitzte die Leidenschaft des fanatischen Dozenten aus seinen Augen.

»Jonathan Wolverton Randall – Wolverton hieß er nach dem Onkel seiner Mutter, einem Ritter aus Sussex. Er war jedoch unter dem schneidigen Beinamen ›Black Jack‹ bekannt, den er sich beim Heer erwarb, vermutlich während der Zeit seiner Stationierung in Schottland.« Ich ließ mich aufs Bett fallen und tat so, als schnarchte ich. Frank fuhr ungerührt mit seinen gelehrten Darlegungen fort.

»Mitte der dreißiger Jahre – des achtzehnten Jahrhunderts – kaufte er sein Offizierspatent und diente als Hauptmann bei den Dragonern. Den alten Briefen zufolge, die mir meine Cousine May geschickt hat, kam er beim Heer nicht übel zurecht. Eine gute Wahl für den zweitältesten Sohn, mußt du wissen; sein jüngerer Bruder hielt sich ebenfalls an die Tradition und wurde Geistlicher, aber ich habe noch nicht viel über ihn herausgefunden. Wie auch immer, der Herzog von Sandringham belobigte Jack Randall wegen seiner Aktivitäten vor und während des Aufstands 1746 – des zweiten jakobitischen Aufstands«, erläuterte Frank den Unwissenden unter seinen Zuhörern, nämlich mir. »Du weißt schon, Bonnie Prince Charles und diese Leute.«

»Ich bin nicht sicher, ob den Schotten klar ist, daß sie damals verloren haben«, warf ich ein, während ich mich aufsetzte und meine Haare zu bändigen versuchte. »Gestern abend im Pub habe ich deutlich gehört, wie uns der Mann hinterm Tresen als *Sassenachs* bezeichnet hat.«

»Nun, warum nicht?« sagte Frank gleichmütig. »Das bedeutet schließlich nur ›Engländer‹ oder schlimmstenfalls ›Fremde‹, und wir sind doch wohl beides.«

»Ich weiß, was es bedeutet. Mir hat sein Ton nicht gefallen.«

Frank suchte in der Kommodenschublade nach einem Gürtel. »Er hat sich bloß geärgert, weil ich ihm gesagt habe, sein Bier sei dünn. Ich habe ihm erklärt, daß man bei einem echten Hochland-gebräu dem Faß einen alten Stiefel begeben und das Endprodukt durch alte Unterwäsche abseihen müßte.«

»Aha, das erklärt die Höhe der Rechnung.«

»Na ja, ich habe es etwas taktvoller formuliert, aber nur, weil es im Gälischen kein Wort für Unterhose gibt.«

Neugierig geworden, griff ich zu einer von meinen. »Warum nicht? Haben die alten Kelten keine Unterwäsche getragen?«

Frank grinste anzüglich. »Hast du nie das Lied gehört, in dem es darum geht, was ein Schotte unter seinem Kilt trägt?«

»Vermutlich keine lange Unterhose«, sagte ich trocken. »Während du dich mit Pfarrern vergnügst, mache ich mich vielleicht auf die Suche nach einem hiesigen Kilträger und frage ihn.«

»Dann sieh zu, daß du nicht verhaftet wirst, Claire. Das würde dem Dekan des St. Giles College gar nicht gefallen.«

Letzten Endes schlenderten keine Kilträger auf dem Dorfplatz herum und besuchten auch nicht die umliegenden Geschäfte. Es waren jedoch etliche andere Leute da, meistens Hausfrauen vom Typ Mrs. Baird, die ihre täglichen Besorgungen erledigten. Sie waren aus auf Klatsch und Tratsch und erfüllten, stramm und in bedruckte Kleider gehüllt, die Läden mit gemütlicher Wärme – eine Bastion gegen den kalten Morgendunst draußen.

Da ich bis jetzt noch keinen eigenen Haushalt hatte, gab es für mich nur wenig zu kaufen. Ich amüsierte mich damit, mir die frischgefüllten Regale anzuschauen, aus reiner Freude, vieles wieder angeboten zu sehen. Lange Zeit war alles streng rationiert gewesen, wir mußten ohne einfache Dinge wie Seife und Eier auskommen und noch länger ohne die kleinen Luxusartikel wie L'Heure Bleue, mein Eau de Cologne.

Mein Blick verweilte auf einer Auslage mit Haushaltswaren – bestickten Geschirrtüchern und Teewärmern, Krügen und Gläsern, einem Stapel recht heimeliger Plätzchendosen und einer Garnitur von drei Blumenvasen.

Ich hatte in meinem ganzen Leben noch keine Vase besessen. Während des Krieges hatte ich natürlich in den für Schwestern bestimmten Unterkünften gewohnt; erst im Pembroke Hospital, dann im Lazarett in Frankreich. Doch auch vorher hatten wir nirgendwo lange genug gelebt, um den Kauf eines solchen Gegenstands zu rechtfertigen. Hätte ich so etwas mein eigen genannt, dann hätte Onkel Lamb es bereits mit Topfscherben gefüllt, noch bevor ich mich ihm mit einem Strauß Gänseblümchen hätte nähern können.

Quentin Lambert Beauchamp. »Q« für seine Archäologiestudenten und Freunde. »Dr. Beauchamp« für die Gelehrtenkreise, in denen er sich bewegte. Aber für mich immer Onkel Lamb.

Als meine Eltern bei einem Autounfall ums Leben kamen, wurde ich ihm, dem einzigen Bruder meines Vaters und meinem einzigen noch lebenden Verwandten, aufgebürdet. Auf dem Sprung zu einer Reise in den Mittleren Osten hatte er seine Vorbereitungen so lange unterbrochen, bis er sich um das Begräbnis gekümmert, die Nachlaßangelegenheiten meiner Eltern geregelt und mich – ich war damals sechs – in einem standesgemäßen Mädcheninternat angemeldet hatte, das zu besuchen ich mich schlichtweg weigerte.

Mit der Notwendigkeit konfrontiert, meine dicken Finger vom Türgriff des Wagens zu lösen und mich die Treppe zur Schule hinaufzuschleifen, seufzte mein konfliktscheuer Onkel Lamb verzweifelt auf, zuckte schließlich die Achseln und warf sein Urteilsvermögen mitsamt meinem neuerworbenen Strohhut über Bord.

»Verdammt der Deckel«, murmelte er, als er ihn im Rückspiegel davonrollen sah, während wir im dritten Gang die Auffahrt entlangbrausten. »Aber an Frauen habe ich Hüte sowieso noch nie leiden können.« Er musterte mich mit einem wilden Blick.

»Damit eines klar ist«, sagte er in ehrfurchtgebietendem Ton. »Du darfst auf gar keinen Fall mit meinen persischen Grabfigurinen Puppen spielen. Alles, nur das nicht. Verstanden?«

Ich nickte zufrieden. Und war mit ihm in den Mittleren Osten, nach Südamerika und zu Dutzenden von archäologischen Stätten auf der ganzen Welt gereist. Hatte anhand von Entwürfen zu Zeitschriftenartikeln lesen und schreiben gelernt, auch Latrinen graben und Wasser abkochen und eine Reihe von anderen Dingen, die sich für eine junge Dame aus gutem Haus nicht schicken – bis ich dem hübschen, dunkelhaarigen Historiker begegnete, der zu Onkel Lamb kam, um ihn über ein Problem der französischen Philosophie zu befragen, das im Zusammenhang mit der ägyptischen Religion stand.

Auch nach der Hochzeit führten Frank und ich das Nomadenleben angehender Dozenten, pendelten hin und her zwischen Konferenzen auf dem Kontinent und provisorischen Wohnungen, bis es ihn durch den Krieg an die Offiziersschule und danach zum Geheimdienst verschlug und ich eine Ausbildung als Krankenschwe-

ster machte. Obwohl wir seit fast acht Jahren verheiratet waren, würde das neue Haus in Oxford unser erstes richtiges Heim sein.

Ich klemmte meine Handtasche entschlossen unter den Arm, marschierte in den Laden und kaufte die Blumenvasen.

An der Kreuzung von High Street und Gereside Road traf ich Frank, und wir bogen gemeinsam in die letztere ein. Als er meine Neuerwerbungen sah, hob er die Augenbrauen.

»Vasen?« Er lächelte. »Wunderbar. Vielleicht hörst du jetzt damit auf, Blumen in meine Bücher zu legen.«

»Das sind keine Blumen, das sind Exemplare. Und es war dein Vorschlag, daß ich mich mit Botanik beschäftige. Damit ich etwas zu tun habe, nachdem ich jetzt keine Kranken mehr zu pflegen habe«, sagte ich.

Frank nickte gutgelaunt. »Stimmt. Mir war nur nicht klar, daß mir jedesmal, wenn ich ein Nachschlagewerk aufklappe, Grünzeug in den Schoß fallen würde. Was war dieses gräßliche bröckelige, braune Kraut, das du in den *Tuscum and Banks* getan hast?«

»Arnika. Ist gut bei Hämorrhoiden.«

»Du triffst Vorbereitungen, weil ich alt werde, ja? Wie aufmerksam von dir, Claire!«

Wir traten lachend durch die Pforte, und Frank trat zurück, um mich zuerst die schmale Treppe hinaufsteigen zu lassen.

Plötzlich faßte er meinen Arm. »Achtung! Da wirst du doch nicht reintreten wollen.«

Vorsichtig hob ich den Fuß über einen großen, rotbraunen Fleck auf der obersten Stufe.

»Seltsam«, sagte ich. »Mrs. Baird putzt jeden Morgen die Treppe; ich habe sie dabei beobachtet. Was, meinst du, kann das sein?«

Frank beugte sich über die Stufe und schnupperte.

»Aus dem Stand würde ich sagen, das ist Blut.«

»Blut!« Ich trat einen Schritt zurück. »Wessen Blut?« Ich schaute nervös ins Haus. »Glaubst du, Mrs. Baird ist etwas zugestoßen?« Ich konnte mir nicht vorstellen, daß unsere untadelige Wirtin Blut auf ihrer Schwelle trocknen ließ, es sei denn, eine größere Katastrophe hätte sich ereignet. Ich fragte mich einen Moment, ob sich im Wohnzimmer ein geisteskranker Mörder verbarg, der sich mit markerschütterndem Schrei sowie einer Axt auf uns stürzen würde.

Frank schüttelte den Kopf. Er stand auf Zehenspitzen und spähte über die Hecke in den Garten nebenan.

»Das glaube ich kaum. Bei den Collins ist auch so ein Fleck auf der Schwelle.«

»Tatsächlich?« Ich rückte näher an Frank heran, sowohl um über die Hecke zu lugen als auch der moralischen Unterstützung wegen. Das schottische Hochland schien mir nicht der rechte Ort für einen Massenmörder zu sein; allerdings bezweifelte ich, daß sich solche Personen bei der Auswahl ihrer Wirkungsstätten an logische Kriterien hielten. »Das ist ziemlich... unangenehm«, bemerkte ich. Aus dem Nachbarhaus drang kein Lebenszeichen. »Was, meinst du, ist passiert?«

Frank runzelte die Stirn, dachte nach und schlug sich dann in plötzlicher Eingebung auf sein Hosenbein.

»Ich weiß es, glaube ich. Warte einen Augenblick.« Damit überließ er mich meinem Schicksal, schoß durch die Pforte und trabte die Straße hinunter.

Wenig später war er, strahlend vor Gewißheit, zurück.

»Ja, das ist es. Muß es sein. Jedes Haus in dieser Reihe hatte es.«

»Hatte was? Besuch von einem gemeingefährlichen Irren?« Ich sprach in einem etwas scharfen Ton, weil ich mit nichts als einem großen Blutfleck zur Gesellschaft stehengelassen worden war.

Frank lachte. »Nein, ein rituelles Opfer. Faszinierend!« Er war jetzt auf allen vieren im Gras und betrachtete interessiert den Fleck.

Das schien mir kaum besser als ein gemeingefährlicher Irrer. Ich hockte mich neben ihn und rümpfte die Nase. Es war noch zu früh für Fliegen, aber ein paar von den großen, langsamen Hochlandmücken zogen über dem Fleck bereits ihre Kreise.

»Rituelles Opfer? Was soll das heißen?« fragte ich. »Mrs. Baird geht treu und brav zur Kirche wie alle anderen. Das ist doch kein Druidenhügel hier!«

Frank erhob sich und bürstete Gras von seiner Hose. »Hast du eine Ahnung, Mädchen«, sagte er. »Es gibt keinen Ort auf Erden, wo der alte Aberglaube und die alte Magie lebendiger sind als in den Highlands. Ob Mrs. Baird zur Kirche geht oder nicht, sie glaubt ans Hügelvolk, und ihre Nachbarn ebenso.« Er deutete mit seiner säuberlich polierten Schuhspitze auf den Fleck. »Das Blut eines schwarzen Hahnes«, erklärte er und wirkte durchaus zufrieden. »Die Häuser sind neu, das siehst du wohl. Fertigbauweise.«

Ich betrachtete Frank kühl. »Wenn du den Eindruck hast, das erkläre alles, dann täuschst du dich. Welchen Unterschied macht es, wie alt die Häuser sind? Und wo, um Himmels willen, sind die ganzen Leute?«

»Im Pub, nehme ich an. Schauen wir nach, ja?« Frank nahm meinen Arm und führte mich durch die Pforte und die Gereside Road hinunter.

»Früher«, berichtete er im Gehen, »und das ist noch gar nicht so lange her, war es üblich, etwas zu töten, wenn ein Haus gebaut wurde, und es unterm Fundament zu begraben – das sollte die Erdgeister besänftigen. ›Er wird die Grundfesten in seinem Erstgeborenen errichten, und in seinem jüngsten Sohn wird er die Tore bauen.‹ So alt wie die Berge.«

Ich schauderte bei dem Zitat. »Dann ist es wohl sehr modern und aufgeklärt, daß die Leute statt dessen Hähne nehmen. Du meinst also, da die Häuser ziemlich neu sind, ist nichts unter ihnen begraben worden, und dem helfen die Bewohner jetzt ab?«

»Genau.« Frank tätschelte mir wohlwollend den Rücken. »Nach Auskunft des Pfarrers denken viele Leute hier, zum Krieg sei es unter anderem deshalb gekommen, weil die Menschen ihre Wurzeln vergessen und es versäumt hätten, geeignete Sicherheitsmaßnahmen zu treffen, das heißt, ein Opfer unterm Fundament zu vergraben oder Fischgräten im Herdfeuer zu verbrennen – außer Schellfischgräten natürlich«, fügte Frank in seliger Weitschweifigkeit hinzu. »Schellfischgräten verbrennt man grundsätzlich nicht – wußtest du das? –, sonst fängt man nie wieder einen. Schellfischgräten muß man vergraben.«

»Ich werde es mir merken«, antwortete ich. »Sag mir, was ich machen muß, um nie wieder einen Hering zu sehen, und ich werde es umgehend tun.«

Frank schüttelte den Kopf, da er auf einem seiner geistigen Höhenflüge war, jenen kurzen Phasen gelehrter Verzückung, in denen er den Kontakt zu seiner unmittelbaren Umgebung verlor und sich ganz darauf konzentrierte, aus allen erreichbaren Quellen Wissen zu schöpfen.

»Hering? Keine Ahnung«, sagte er zerstreut. »Aber gegen Mäuse hängt du Zittergras auf – ›Hast du Zittergras im Haus, siehst du nie mehr eine Maus.‹ Aber Leichen unterm Fundament – daher kommen viele von den Gespenstern hier. Du kennst Mountgerald,

das große Haus am Ende der High Street? Dort treibt ein Gespenst sein Unwesen, ein Maurer, der beim Bau mitgearbeitet hat und als Opfer für die Erdgeister getötet wurde. Irgendwann im achtzehnten Jahrhundert; das ist wirklich noch nicht lange her«, fügte Frank nachdenklich hinzu.

»Es heißt, auf Weisung des Bauherrn sei zunächst eine Mauer hochgezogen worden. Dann habe man von deren Krone einen Steinblock auf einen der Maurer fallen lassen – vermutlich wurde ein unangenehmer Kerl ausgewählt –, und anschließend sei er im Keller begraben und der Rest des Hauses über ihm errichtet worden. Er geht im Keller um, wo er getötet wurde, außer an den vier alten Jahreszeitenfesten.«

»Den vier alten Jahreszeitenfesten?«

»Ja, die alten Feste«, erklärte Frank. »Imbolc, das ist der keltische Frühlingsanfang am ersten Februar; Beltene, das Maifest; Lugnosa am ersten August führt den Herbst ein; und Samhain, der erste November – das spätere Allerheiligen. Druiden, Glockenbecherkultur, Pikten, sie alle feierten, soviel wir wissen, die Sonnen- und Feuerfeste. Wie auch immer, an diesen Tagen sind die Geister frei, können umherwandern und Gutes oder Böses tun, wie es ihnen beliebt.« Frank rieb sich versonnen das Kinn. »Die Frühlingstagundnachtgleiche haben wir hinter uns, wir nähern uns Beltene. Paß also lieber auf, wenn du das nächste Mal am Friedhof vorbeikommst.« Er zwinkerte, und ich merkte, daß er aus seiner Trance erwacht war.

Ich lachte. »Gibt es hier viele berühmte Gespenster?«

Frank zuckte die Achseln. »Das weiß ich nicht. Wir werden den Pfarrer fragen, wenn wir ihn sehen, ja?«

Tatsächlich trafen wir den Pfarrer weitaus eher als vermutet. Er saß, zusammen mit den meisten anderen Dorfbewohnern, im Pub und trank anläßlich der Häuserweihe ein Helles.

Zwar schien er ziemlich verlegen, weil er dabei ertappt worden war, heidnische Bräuche zu dulden, aber er tat es beiläufig als bloße lokal-historische Gepflogenheit ab.

»Obwohl es durchaus faszinierend ist«, vertraute er uns an, und ich erkannte, innerlich seufzend, das Lied des Gelehrten. Frank lauschte dem Ruf einer verwandten Seele, begann sofort mit dem akademischen Balztanz, und binnen kurzem waren sie bis über beide Ohren in Archetypen und die Parallelen zwischen Aberglau-

ben und Religion vertieft. Ich zuckte die Achseln und bahnte mir durch die Menge einen Weg zum Tresen und zurück, in jeder Hand einen großen Brandy mit Soda.

Da ich aus Erfahrung wußte, wie schwer es war, unter solchen Umständen Franks Aufmerksamkeit zu erregen, nahm ich einfach seine Hand, schloß seine Finger um das Glas und überließ ihn sich selbst.

Ich sah Mrs. Baird auf einer Bank in der Nähe des Fensters. Sie trank ein Glas halbdunkles Bier mit einem alten Herrn, den sie mir als Mr. Crook vorstellte.

»Das ist der Mann, von dem ich Ihnen erzählt habe, Mrs. Randall«, sagte sie mit hellen Augen, belebt durch den Alkohol und die Gesellschaft. »Der sich so gut mit Pflanzen auskennt.«

Und dann erklärte sie ihrem Gefährten, der seinen Kopf in einer Mischung aus Höflichkeit und Schwerhörigkeit neigte: »Mrs. Randall interessiert sich sehr für Pflanzen. Preßt sie in Büchern und so.«

»Wirklich?« fragte Mr. Crook, eine buschige weiße Augenbraue hochziehend. »Ich habe ein paar Pflanzenpressen – die richtigen, wohlgeerntet. Habe sie von meinem Neffen gekriegt, als er in den Ferien hier war. Er geht zur Universität. Hat sie extra für mich mitgebracht, und ich konnte ihm nicht sagen, daß ich keine Verwendung dafür habe. Kräuter hängt man einfach auf, oder man trocknet sie auf einem Rahmen und tut sie in Leinenbeutel oder in Gläser, aber warum man die kleinen Dinger plattdrückt, das weiß ich nicht.«

»Um sie anzuschauen vielleicht«, warf Mrs. Baird freundlich ein. »Mrs. Randall hat so hübsche Sachen aus Malvenblüten und Veilchen gemacht, die könnte man ohne weiteres einrahmen und an die Wand hängen.«

»Mmmpf.« Von Mr. Crooks zerfurchtem Gesicht war abzulesen, daß er dies, wenn auch nur unter gewissen Vorbehalten, für möglich hielt. »Also, wenn Sie die Pressen brauchen können, Missus, dann können Sie sie gerne haben. Ich will sie nicht wegwerfen, aber ich muß sagen, daß ich keine Verwendung dafür habe.«

Ich versicherte Mr. Crook, daß ich begeistert wäre, wenn er mir seine Pflanzenpressen gäbe, und noch begeisterter, wenn er mir zeigte, wo die selteneren Pflanzen der Region zu finden seien. Er beäugte mich einen Moment mit scharfem Blick, den Kopf zur Seite gelegt wie ein alter Turmfalke, aber dann schien er zu dem

Schluß zu kommen, daß mein Interesse echt war, und wir verabredeten für den nächsten Morgen eine Exkursion ins hiesige Buschwerk. Frank hatte vor, den ganzen Tag in Inverness zu verbringen, wo er im Rathaus irgendwelche Urkunden einsehen wollte, und es freute mich, daß ich eine gute Ausrede hatte, um ihn nicht begleiten zu müssen. Für meine Begriffe glichen sich solche Dokumente wie ein Ei dem anderen.

Bald darauf riß sich Frank vom Pfarrer los, und wir gingen gemeinsam mit Mrs. Baird nach Hause. Ich scheute mich, das Hahnenblut auf der Treppe zu erwähnen, aber Frank war nicht so schüchtern und fragte unsere Wirtin eifrig nach den Hintergründen dieses Brauches aus.

»Er ist sehr alt, nicht wahr?« erkundigte er sich, wobei er einen abgebrochenen Zweig durch die Gewächse am Straßenrand sausen ließ. Weißer Gänsefuß und Fingerkraut blühten bereits, und am Besenginster schwellen die Knospen – noch eine Woche, und sie würden platzen.

»Ja.« Mrs. Baird watschelte flotten Schrittes dahin. »Älter als die Erinnerung. Den gab's schon vor den Riesen.«

»Riesen?« fragte ich.

»Ja. Fionn und seine Männer.«

»Gälische Volkssagen«, bemerkte Frank. »Helden, weißt du. Wahrscheinlich nordländische Wurzeln. Es gibt hier etliche altnordische Einflüsse, die ganze Küste hinauf und bis nach Westen. Manche Ortsnamen sind nicht etwa keltisch, sondern altnordisch.«

Ich befürchtete eine weitere Eruption gelehrten Wissens und rollte die Augen, aber Mrs. Baird lächelte freundlich und ermutigte Frank, sagte, das sei wahr und sie sei selbst einmal im Norden gewesen und habe den Zwei-Brüder-Stein gesehen und der sei auch altnordisch, nicht wahr?

»Die Nordländer sind zwischen 500 und 1300 nach Christus Hunderte von Malen an dieser Küste gelandet«, fuhr Frank fort und blickte verträumt zum Horizont, wo er wohl in den windzerzausten Wolken Drachenschiffe sah. »Wikinger. Und sie brachten viele ihrer Mythen mit. Dies ist ein gutes Land für Mythen. Die Dinge scheinen hier Wurzeln zu schlagen.«

Das glaubte ich Frank aufs Wort. Die Dämmerung brach herein, und ein Gewitter zog auf. Im unheimlichen Licht wirkten selbst die modernen Häuser an der Straße so uralte und düster wie

der piktische Stein dreißig Meter weiter, der seit tausend Jahren die Kreuzung bewachte. Ein guter Abend für geschlossene Räume und fest verriegelte Fensterläden.

Doch statt gemütlich in Mrs. Bairds Wohnzimmer zu bleiben, entschied sich Frank dafür, seine Verabredung mit Mr. Bainbridge einzuhalten, einem Rechtsanwalt, der sich für historische Dokumente aus der Gegend interessierte. Ich dachte an meine frühere Begegnung mit Mr. Bainbridge und beschloß, zu Hause zu bleiben.

»Komm möglichst zurück, bevor das Unwetter losbricht«, sagte ich zu Frank und gab ihm einen Abschiedskuß. »Und grüße Mr. Bainbridge von mir.«

»Äh – ja. Ja, natürlich.« Sorgsam darauf bedacht, mir nicht in die Augen zu blicken, nahm Frank seinen Regenschirm und ging.

Ich schloß die Tür, klinkte sie aber nur ein, damit Frank wieder hereinkommen konnte. Ich wanderte ins Wohnzimmer und dachte mir, er werde zweifellos so tun, als hätte er keine Frau – und Mr. Bainbridge würde sich ihm darin anschließen. Nicht, daß ich ihm das besonders verdenken könnte.

Zunächst war alles gutgegangen während unseres Besuches bei Mr. Bainbridge am Nachmittag zuvor. Ich war bescheiden gewesen, zurückhaltend intelligent, gepflegt und dezent gekleidet, wie man es von der Gattin eines Hochschullehrers erwartet. Bis der Tee serviert wurde.

Ich drehte die rechte Hand um und inspizierte bekümmert die großen Brandblasen. Schließlich war es nicht meine Schuld gewesen, daß sich der verwitwete Mr. Bainbridge mit einer billigen Blechkanne begnügte, statt eine richtige aus Steingut zu besitzen. Auch nicht, daß er mich, um Höflichkeit bemüht, gebeten hatte einzuschenken. Auch nicht, daß der Topflappen, den er bereitgelegt hatte, an einer Stelle durchgescheuert war, so daß meine Hand schmerzhaft Bekanntschaft mit dem rotglühenden Henkel schloß, als ich die Kanne hochhob.

Nein, sagte ich mir. Die Teekanne fallen zu lassen, war eine völlig normale Reaktion. Sie in Mr. Bainbridges Schoß fallen zu lassen, war bloß ein dummes Versehen; irgendwo mußte sie ja landen. Erst mein Ausruf »Gottverdammte Scheiße!« hatte bewirkt, daß mich Frank über die Teekuchen hinweg anfunkelte.

Nachdem sich Mr. Bainbridge von seinem Schock erholt hatte, war er durchaus ritterlich, machte viel Aufhebens um meine Hand

und ignorierte Franks Versuche, meine Sprache damit zu entschuldigen, daß ich fast zwei Jahre im Lazarett stationiert gewesen war. »Meine Frau hat bei den Amis leider einige, äh, farbige Wendungen aufgeschnappt«, sagte er mit nervösem Lächeln.

»Das stimmt«, bestätigte ich und schlang mit zusammengebissenen Zähnen eine nasse Serviette um meine Hand. »Männer neigen zu farbigen Wendungen, wenn man ihnen Schrapnellsplit aus dem Leib pult.«

Mr. Bainbridge versuchte nun taktvoll, das Gespräch in neutrale historische Bahnen zu lenken, indem er sagte, er habe sich immer für die Wandlungen dessen interessiert, was zu verschiedenen Zeiten als lästerliche Sprache gegolten habe. Da gebe es zum Beispiel *Gorblimey*, eine neuere Verballhornung des Fluches *God blind me* – »Gott soll mich mit Blindheit schlagen«.

Frank akzeptierte die Ablenkung erleichtert. »Ja, natürlich«, sagte er. »Nein danke, Claire, mir keinen Zucker. Und wie steht es mit *Gadzooks*? Das *Gad* scheint mir klar zu sein, ›Gott‹, nur diesmal als Ausruf, aber *zook*...«

»Nun«, warf der Anwalt ein, »darüber habe ich auch schon nachgedacht. Vielleicht ist es eine Verballhornung des alten schottischen Wortes *yeuk*, was ›jucken‹ bedeutet. Das ergäbe doch einen Sinn, nicht wahr?«

Frank nickte, ließ eine ungelehrte Haarsträhne in die Stirn fallen und strich sie automatisch zurück. »Interessant«, sagte er, »die ganze Entwicklung der Vulgärsprache.«

»Ja, und sie schreitet ständig fort«, sagte ich, indem ich behutsam ein Stück Würfelzucker mit der dafür bestimmten Zange aufnahm.

»Ach?« fragte Mr. Bainbridge höflich. »Sind Sie während Ihrer, äh, Kriegszeit auf solche interessanten Wandlungen gestoßen?«

»Allerdings«, antwortete ich. »Meine Lieblingswendung habe ich bei einem Yankee aufgeschnappt. Er hieß Williamson und kam, glaube ich, aus New York. Er sagte es jedesmal, wenn ich seinen Verband wechselte.«

»Und was war das?«

»*Jesus H. Roosevelt Christ*«, sagte ich und ließ den Würfelzucker säuberlich in Franks Tee gleiten.

Nach einem friedlichen und nicht unangenehmen Plausch mit Mrs. Baird stieg ich die Treppe hinauf, um mich bettfertig zu machen,

bevor Frank nach Hause kam. Ich wußte, seine Grenze bei Sherry waren zwei Gläser, und so erwartete ich ihn bald zurück.

Der Wind frischte auf, und selbst im Schlafzimmer war die Luft elektrisch aufgeladen. Ich zog die Bürste durch meine Haare, und prompt knisterten meine Locken und verhedderten sich wüst miteinander. Sie müssen heute abend ohne ihre hundert Bürstenstriche auskommen, dachte ich. Bei diesem Wetter würde ich mich damit begnügen, mir die Zähne zu putzen. Haarsträhnen klebten an meinen Wangen und blieben störrisch an Ort und Stelle, als ich versuchte, sie zu entfernen.

Kein Wasser im Waschkrug; Frank hatte es verbraucht, als er sich frischmachte, bevor er zu seinem Treffen mit Mr. Bainbridge aufbrach, und ich hatte den Krug nicht wiederaufgefüllt. Ich nahm die L'Heure-Bleue-Flasche und schüttete eine Pfütze in meine Hand. Bevor sich der Duft verflüchtigen konnte, rieb ich meine Hände aneinander und fuhr mir mit ihnen durch die Haare. Ich kippte eine weitere Portion auf meine Haarbürste und fegte mir damit die Locken hinter die Ohren.

Das ist sehr viel besser, dachte ich, als ich meinen Kopf von einer Seite zur anderen drehte, um das Ergebnis in dem fleckigen Spiegel zu überprüfen. Die Haare umrahmten mein Gesicht in schweren, schimmernden Wellen. Der verdunstende Alkohol hatte einen sehr angenehmen Duft zurückgelassen. Das wird Frank gefallen, dachte ich. L'Heure Bleue ist sein liebstes Eau de Cologne.

Plötzlich zuckte in unmittelbarer Nähe ein Blitz, ein Donner Schlag folgte, und sämtliche Lichter gingen aus. Leise fluchend, kramte ich in mehreren Schubladen herum.

Irgendwo hatte ich Kerzen und Streichhölzer gesehen; Stromausfälle kamen in den Highlands so häufig vor, daß Kerzen ein unentbehrliches Requisit aller Fremdenzimmer waren. Selbst in den vornehmsten Hotels hatte ich welche gesehen – dort waren sie allerdings parfümiert und präsentierten sich in eleganten Mattglashaltern.

Mrs. Bairds Kerzen waren da weitaus gewöhnlicher, schlichte weiße Haushaltskerzen, aber es waren etliche, und drei Heftchen Streichhölzer lagen dabei. In einem solchen Moment wollte ich, was Stilfragen betraf, nicht allzu pingelig sein.

Beim Licht des nächsten Blitzes steckte ich eine Kerze in den blauen Keramikhalter auf der Frisierkommode, dann zündete ich

weitere an, bis der ganze Raum von einem sanften, flackernden Schein erfüllt war. Sehr romantisch, dachte ich und drückte geistesgegenwärtig den Lichtschalter nach unten, damit der Strom, wenn er zu einem ungelegenen Zeitpunkt zurückkommen sollte, nicht die Stimmung verderben würde.

Die Kerzen waren erst einen Zentimeter heruntergebrannt, als es Frank hereinwehte. Buchstäblich, denn die Zugluft, die ihm die Treppe hinauf folgte, löschte drei von den Kerzen aus.

Die Tür schloß sich mit einem Knall, der noch einmal zwei auspustete, und Frank blinzelte im plötzlichen Dämmerlicht und fuhr sich mit der Hand durch die zerzausten Haare. Ich stand auf und zündete die Kerzen wieder an, wobei ich einige Bemerkungen fallenließ, die seine jähe Art, Zimmer zu betreten, betrafen. Erst als ich fertig war und mich umdrehte, um ihn zu fragen, ob er etwas trinken wolle, merkte ich, daß er blaß und ziemlich verstört aussah.

»Was ist?« fragte ich. »Bist du einem Gespenst begegnet?«

»Na ja«, sagte er langsam, »ich bin nicht sicher.« Zerstreut griff er nach meiner Haarbürste, um seine Mähne zu ordnen. Als ihm ein Hauch L'Heure Bleue in die Nüstern stach, rümpfte er die Nase, legte die Bürste aus der Hand und gab sich statt dessen mit seinem Taschenkamm zufrieden.

Ich warf einen Blick aus dem Fenster; draußen schwankten die Ulmen wild hin und her. Irgendwo auf der anderen Seite des Hauses schlug ein Fensterladen gegen die Mauer, und mir kam der Gedanke, daß wir unsere vielleicht schließen sollten, obwohl es draußen recht spannend war.

»Ein bißchen stürmisch für Gespenster, würde ich meinen«, sagte ich, »ziehen sie nicht stille Nebelabende auf Friedhöfen vor?«

Frank lachte ein wenig verlegen. »Na ja, wahrscheinlich liegt es ja nur an Bainbridges Geschichten und daran, daß ich etwas mehr von seinem Sherry getrunken habe, als ich ursprünglich wollte. Vermutlich war es gar nichts.«

Jetzt war meine Neugier geweckt. »Was genau hast du gesehen?« fragte ich und ließ mich auf dem Hocker vor der Frisierkommode nieder. Ich deutete mit dem Kopf auf die Whiskyflasche, und Frank machte sich sofort auf, zwei Drinks einzuzießen.

Einen Fingerbreit für sich, zwei für mich. »Eigentlich nur einen Mann«, sagte er. »Er stand draußen auf der Straße.«

»Was, vor dem Haus?« Ich lachte. »Dann muß es ein Gespenst

gewesen sein; ich kann mir nicht vorstellen, daß ein Mensch aus Fleisch und Blut an einem solchen Abend draußen herumsteht.«

Frank wollte sich Wasser aus dem Waschkrug einschenken und betrachtete mich vorwurfsvoll, als er sah, daß er leer war.

»Schau mich nicht so an«, sagte ich. »Du hast das ganze Wasser verbraucht. Ich nehme den Whisky aber auch pur.« Um dies zu beweisen, trank ich einen kleinen Schluck.

Frank blickte drein, als wäre er versucht, auf die Toilette zu flitzen und Wasser zu holen, nahm jedoch Abstand davon und fuhr mit seiner Geschichte fort, wobei er so vorsichtig an seinem Glas nippte, als enthielte es nicht feinsten Glenfiddich, sondern Vitriol.

»Ja, er war unten am Gartenzaun. Ich dachte mir...« Frank zögerte und schaute in sein Glas, »ich dachte mir, daß er zu deinem Fenster hinaufstarrt.«

»Zu meinem Fenster? Wie eigenartig!« Ich konnte mich eines leichten Schauderns nicht erwehren und trat ans Fenster, um die Läden zu schließen, obwohl es ein bißchen spät dafür schien. Frank folgte mir, immer noch redend, durchs Zimmer.

»Ja, ich habe dich auch von unten gesehen. Du hast dir die Haare gebürstet und ein wenig geflucht, weil sie zu Berge standen.«

»Dann hat der Bursche wohl herzlich gelacht«, vermutete ich. Frank schüttelte den Kopf und strich mir über die Haare.

»Nein, er hat nicht gelacht. Er machte einen furchtbar unglücklichen Eindruck. Nicht, daß ich sein Gesicht gesehen hätte, es lag an der Art, wie er dastand. Ich trat hinter ihn, und da er sich nicht rührte, fragte ich höflich, ob ich ihm irgendwie helfen könnte. Zuerst dachte ich, er hätte mich nicht gehört, der Wind heulte so laut. Also wiederholte ich meine Frage und streckte meine Hand aus, um ihm auf die Schulter zu klopfen, ihn auf mich aufmerksam zu machen. Aber bevor ich ihn berühren konnte, wirbelte er plötzlich herum, schob sich an mir vorbei und ging davon, die Straße hinunter.«

»Das war zwar unhöflich, aber nicht sehr gespenstisch«, bemerkte ich und leerte mein Glas. »Wie sah er aus?«

Frank runzelte die Stirn. »Groß und kräftig«, sagte er, »ein Schotte in Hochlandtracht, alles komplett bis zur Feleltasche und einer wunderschönen Brosche am Plaid. Ich wollte ihn fragen, woher er sie hat, aber da war er schon fort.« Ich ging zur Kommode und goß mir noch einen Drink ein. »Das ist doch nicht ganz un-

gewöhnlich hier, oder? Ich habe dann und wann Männer im Dorf gesehen, die so gekleidet waren.«

»Sicher ...« Frank hörte sich unschlüssig an. »Das Seltsame war nicht seine Aufmachung. Nur, als er sich an mir vorbeisob – ich hätte schwören können, er war nahe genug, daß ich hätte spüren müssen, wie er meinen Ärmel streifte, aber ich habe nichts gespürt. Und ich war so fasziniert, daß ich mich umdrehte und beobachtete, wie er fortging. Er lief die Gereside Road hinunter, und als er fast bei der Ecke war ... verschwand er einfach. Und da begann mich ein wenig zu frösteln.«

»Vielleicht warst du einen Moment abgelenkt, und er ist in den Schatten getreten«, sagte ich. »An der Ecke gibt es viele Bäume.«

»Ich könnte schwören, daß ich meinen Blick keine Sekunde von ihm abgewandt hatte«, murmelte Frank. Plötzlich sah er auf. »Jetzt weiß ich's wieder! Ich erinnere mich, warum ich ihn so seltsam fand, obwohl mir das in dem Moment gar nicht bewußt wurde.«

»Ja?« Ich war des Gespenstes schon ein bißchen müde und wollte zu interessanteren Dingen übergehen, dem Bett zum Beispiel.

»Der Wind wehte mordsmäßig, aber seine Gewänder bewegten sich nicht im mindesten.«

Wir starrten uns an. »Das«, sagte ich schließlich, »ist nicht ganz geheuer.«

Frank lächelte plötzlich und tat es achselzuckend ab. »Wenigstens habe ich jetzt dem Pfarrer etwas zu erzählen, wenn ich ihn das nächste Mal sehe. Vielleicht handelt es sich um ein bekanntes Ortsgespent, und er kann mir alles über seine grausige Geschichte sagen.« Frank warf einen Blick auf seine Uhr. »Aber jetzt ist es Zeit, ins Bett zu gehen, würde ich sagen.«

»Allerdings«, murmelte ich.

Ich beobachtete im Spiegel, wie Frank sein Hemd auszog und seine Hand nach einem Kleiderbügel ausstreckte. Plötzlich hielt er inne.

»Hast du viele Schotten gepflegt, Claire?« fragte er unvermittelt.

»Natürlich«, antwortete ich etwas verwirrt. »Die meisten waren nette Jungen. Im großen und ganzen sehr tapfer, aber furchtbar feige, wenn es um Spritzen ging.« Ich lächelte, weil ich mich an jemand Bestimmtes erinnerte.

»Wir hatten einen ziemlich barschen Dudelsackpfeifer, der ertrug es nicht, gepekt zu werden, besonders im Hüftbereich. Er litt

stundenlang, bevor er jemanden mit einer Spritze an sich heranließ, und selbst dann versuchte er, uns dazu zu kriegen, daß wir ihm die Injektion in den Arm gaben.« Ich lachte bei dem Gedanken an Korporal Chisholm. »Er sagte mir einmal: ›Wenn ich mit nacktem Hintern auf dem Gesicht liege, will ich das Mädél *unter* mir haben, nicht hinter mir mit 'ner Nadel in der Hand!‹«

Frank lächelte, wirkte aber, wie immer, wenn ich mit meinen deftigern Kriegsgeschichten aufwartete, etwas betreten. »Du kannst unbesorgt sein«, versicherte ich ihm, als ich seinen Gesichtsausdruck sah, »das werde ich nicht beim Tee im Gemeinschaftsraum der Dozenten erzählen.«

Franks Lächeln wurde heller, er trat einen Schritt näher und küßte mich auf den Scheitel.

»Keine Bange«, sagte er. »Alle im Gemeinschaftsraum werden von dir begeistert sein, egal, welche Geschichten du erzählst. Mmmm. Deine Haare riechen gut.«

»Du magst es also?« Statt einer Antwort strichen seine Hände über meine Schultern und schlossen sich sacht um meine Brüste. Ich sah im Spiegel seinen Kopf über meinem, sein Kinn, das auf meinem Scheitel ruhte.

»Ich mag alles an dir«, sagte er mit rauher Stimme. »Du bist wunderschön bei Kerzenlicht, weißt du das? Deine Augen sind wie Sherry in Kristallgläsern, und deine Haut schimmert wie Elfenbein. Doch, Kerzenlicht verzaubert dich. Vielleicht sollte ich die Lampen immer ausschalten.«

»Das macht es schwierig, im Bett zu lesen«, sagte ich, und mein Herz begann rascher zu schlagen.

»Im Bett wüßte ich mir etwas Besseres«, murmelte Frank.

»Ach, wirklich?« fragte ich, stand auf, drehte mich um und legte meine Arme um seinen Hals. »Was zum Beispiel?«

Einige Zeit später, wir lagen eng aneinandergeschult hinter verriegelten Fensterläden, hob ich den Kopf von Franks Schulter und sagte: »Warum hast du mich das vorhin gefragt? Ob ich mit Schotten zu tun hatte, meine ich – du mußt doch gewußt haben, daß das der Fall war. Im Lazarett liegen alle möglichen Männer, also auch Schotten.«

Frank regte sich und fuhr mit seiner Hand zärtlich über meinen Rücken.

»Mmm. Oh, eigentlich aus keinem speziellen Grund. Als ich den Mann draußen sah, habe ich mir nur gedacht, das könnte jemand sein...« – Frank zögerte, griff ein wenig fester zu –, »äh, ja, das könnte jemand sein, den du gepflegt hast... und vielleicht hat er erfahren, daß du hier bist, und wollte vorbeischaun... irgend etwas in dieser Richtung.«

»Warum«, sagte ich ganz praktisch, »ist er dann nicht herein gekommen und hat gefragt, ob er mich sprechen kann?«

»Na ja«, Franks Stimme klang sehr beiläufig, »vielleicht wollte er mir lieber nicht begegnen.«

Ich stützte mich auf einen Ellenbogen und starrte Frank an. Wir hatten eine Kerze brennen lassen, und ich konnte ihn deutlich genug erkennen. Er hatte den Kopf weggedreht und blickte lässig zu der Farblithographie von Bonnie Prince Charles, mit der Mrs. Baird unsere Wand geschmückt hatte.

Ich faßte Franks Kinn, damit er mich ansah. Er riß in gespielter Verwunderung die Augen auf.

»Willst du damit andeuten«, fragte ich, »der Mann, den du draußen gesehen hast, sei eine... eine...« Ich geriet ins Stocken, suchte nach der richtigen Formulierung.

»Liaison?« schlug Frank beflissen vor.

Ich brachte meinen Satz zu Ende. »Flamme von mir?«

»Nein, nein, natürlich nicht«, antwortete Frank wenig überzeugend. Er nahm meine Hände von seinem Gesicht und versuchte mich zu küssen, doch nun war es an mir, den Kopf wegzudrehen. Frank begnügte sich damit, mich zurückzudrücken, so daß ich wieder neben ihm lag.

»Es ist nur so...«, fuhr er fort. »Immerhin waren es sechs Jahre, Claire. Und wir haben uns in dieser Zeit bloß dreimal gesehen, und beim drittenmal nur einen Tag. Es wäre nicht ungewöhnlich, wenn... jeder weiß doch, daß Ärzte und Krankenschwestern entsetzlich unter Druck stehen, und ich... ich meine ja nur... ich könnte verstehen, wenn sich etwas, äh, ganz spontan...«

Ich kürzte das Gefasel ab, indem ich aus dem Bett sprang.

»Glaubst du, ich sei dir untreu gewesen?« fragte ich. »Wenn ja, dann verlaß dieses Zimmer! Verlaß dieses Haus! Wie kommst du darauf, mir so etwas zu unterstellen?« Ich kochte vor Wut, und Frank setzte sich auf, streckte die Hand aus und versuchte, mich zu beschwichtigen.

»Faß mich nicht an!« fauchte ich. »Sag mir nur, ob du wirklich glaubst, daß ich ein Verhältnis mit einem Patienten hatte, nur weil ein fremder Mann zufällig zu meinem Fenster hinaufschaut?«

Frank erhob sich und schlang seine Arme um mich. Ich erstarrte zu Salzsäule, aber er ließ sich nicht davon beeindrucken und liebte meine Haare und meine Schultern so, wie ich es mochte.

»Nein, das glaube ich nicht«, sagte er mit großer Entschiedenheit. Er zog mich näher an sich, und ich beruhigte mich ein wenig, wenn auch nicht so sehr, daß ich meine Arme um ihn legte.

Nach langer Zeit murmelte er in meine Haare: »Ich weiß doch, so etwas tätest du nie. Ich wollte nur sagen, selbst wenn... es würde keinen Unterschied für mich machen, Claire. Ich liebe dich. Und was du auch tust, ich würde nie aufhören, dich zu lieben.« Er nahm mein Gesicht in beide Hände – da er nur zehn Zentimeter größer war als ich, konnte er mir ohne Schwierigkeiten in die Augen sehen – und fragte leise: »Verzeihst du mir?« Sein Atem, der schwach nach Whisky roch, hauchte mir warm ins Gesicht, und sein Mund, voll und sinnlich, war verwirrend nah.

Ein weiterer Blitz verkündete, daß draußen das Unwetter losbrach, und gleich darauf prasselte ein ohrenbetäubender Regen auf die Schieferplatten des Daches.

Langsam legte ich meine Hände um Franks Taille.

»Der Gnade Maß ist noch nicht voll«, zitierte ich. »Sie träuft vom Himmel wie der milde Tau...«

Frank lachte und blickte nach oben; die Flecken an der Zimmerdecke verhiessen nichts Gutes, was unsere Aussichten betraf, die Nacht im Trockenen zu verbringen.

»Wenn das eine Kostprobe deiner Gnade ist«, sagte er, »dann möchte ich nie in Ungnade fallen.« Zur Antwort donnerte es laut wie Artillerief Feuer, und wir lachten beide, wieder versöhnt.

Erst später, während ich auf Franks gleichmäßigen tiefen Atem lauschte, begann ich mir Gedanken zu machen. Er hatte keinerlei Grund, mich der Untreue zu verdächtigen. Was aber war mit ihm? Wie er selbst gesagt hatte: Sechs Jahre waren eine lange Zeit.

Der Steinkreis

Mr. Crook holte mich, wie vereinbart, am nächsten Morgen um sieben ab.

»Damit wir noch den Tau auf den Butterblumen sehen, was, Mädchen?« sagte er, und seine Augen glitzerten vor Altherrencharme. Er hatte ein Motorrad dabei, annähernd sein Jahrgang, das uns in die Umgebung bringen sollte. Die Pflanzenpressen waren säuberlich mit Gurten an der ungeheuren Maschine befestigt – wie ausgediente Autoreifen an einem Schleppkahn. Wir fuhren geruh-sam über das stille Land, das im Vergleich zum donnermäßigen Röhren von Mr. Crooks Motorrad nur noch stiller wirkte. Der alte Herr verstand, wie ich bald entdeckte, tatsächlich viel von den Pflanzen hier. Er wußte nicht nur, wo sie zu finden waren, sondern kannte auch ihre Heilkraft und die Art, wie man sie zubereitete. Ich wünschte, ich hätte ein Notizbuch mitgenommen, um alles aufzuschreiben, statt dessen lauschte ich aufmerksam seiner brüchigen Greisenstimme und tat mein Bestes, mir die Informationen einzuprägen, während ich unsere Exemplare in die schweren Pflanzenpressen legte.

Unweit eines Berges mit seltsam flacher Kuppe machten wir halt und nahmen einen Imbiß aus dem Picknickkorb zu uns. Grün wie die meisten seiner Nachbarn und mit den gleichen Felsvorsprüngen, wies dieser Berg eine Besonderheit auf: Ein ziemlich ausge-treter Pfad führte die eine Flanke hinauf und verschwand plötz-lich hinter einer unbewachsenen Felsnase.

Ich deutete mit einem Schinkensandwich und fragte: »Was ist da oben?«

»Ah.« Mr. Crook warf einen flüchtigen Blick auf den Berg. »Das ist der Craigh na Dun, Mädchen. Den wollte ich Ihnen nach dem Essen zeigen.«

»Wirklich? Gibt es da etwas Besonderes?«

»Aye«, antwortete Mr. Crook, wollte dies aber nicht näher ausführen und sagte nur, ich würde es nachher selbst sehen.

Ich hatte befürchtet, daß er einen so steilen Weg nicht hinaufkommen würde, doch meine Sorgen verflüchtigten sich, als ich dann hinter ihm herkeuchte. Schließlich streckte Mr. Crook seine knotige Hand aus und zog mich über die letzte Steigung nach oben.

»Da.« Er machte eine ausladende, besitzerstolze Gebärde.

»Ein Steinkreis!« sagte ich entzückt. »Ein kleiner Steinkreis!«

Wegen des Krieges war es mehrere Jahre her, daß ich die Ebene von Salisbury besucht hatte, aber Frank und ich hatten Stonehenge kurz nach unserer Hochzeit besichtigt. Wie die anderen Touristen, die ehrfürchtig zwischen den großen Steinen umherwanderten, hatten wir offenen Mundes den Altarstein angestarrt (»Wo die alten Druiden ihre furchtbaren Menschenopfer darbrachten«, verkündete der Fremdenführer, der eine Busladung italienischer Touristen begleitete, mit sonorer Stimme, und alle machten pflichtschuldigst Fotos von dem recht gewöhnlich aussehenden Felsblock.)

Dieselbe Leidenschaft für Genauigkeit, die Frank dazu brachte, seine Krawatten so auf Kleiderbügel zu arrangieren, daß die Enden exakt senkrecht herunterbaumelten, ließ uns das ganze Monument durchwandern, die Entfernungen zwischen den Y- und Z-Löchern messen und die waagrecht liegenden Steine im äußersten Kreis zählen.

Drei Stunden später wußten wir, wie viele Y- und Z-Löcher es gibt (neunundfünfzig, wenn Sie's wissen wollen; ich wollte nicht), hatten aber nicht mehr Aufschluß über Sinn und Zweck des Bauwerks gewonnen als die vielen Amateur- und Berufsarchäologen, die Stonehenge in den letzten fünfhundert Jahren heimgesucht hatten.

Natürlich mangelte es nicht an Hypothesen. Mein Leben unter Akademikern hatte mich gelehrt, daß eine wohlformulierte Hypothese im allgemeinen förderlicher ist als eine unzulänglich ausgedrückte Tatsache, zumindest im Hinblick auf das berufliche Fortkommen.

Ein Tempel. Eine Begräbnisstätte. Ein Observatorium. Ein Richtplatz (daher der so ungeschickt benannte »Metzelstein«, der am Eingang liegt, halb in seine Grube eingesunken). Ein Freiluftmarkt. Diese Theorie gefiel mir. Ich stellte mir megalithische Haus-

frauen vor, die mit ihren Körben zwischen den Blöcken umher-spazierten, kritisch die Glasur auf der neuesten Lieferung von Ton-bechern betrachteten und skeptisch den Behauptungen von stein-zeitlichen Bäckern und Verkäufern von Hirschhornschaufeln und Bernsteinperlen lauschten.

Das einzige, was aus meiner Sicht gegen diese Hypothese sprach, waren die Leichen unterm Altarstein und die Spuren von menschlicher Asche in den Z-Löchern. Mir schien es – es sei denn, das waren die Überreste von glücklosen Krämern, die ihre Kunden betrogen hatten – doch ein bißchen unhygienisch, Leute auf dem Marktplatz zu begraben.

Bei dem kleinen Steinkreis auf dem Berg deutete nichts auf Be-stattungen hin. Mit »klein« meine ich lediglich, daß er kleiner war als Stonehenge; trotzdem war jeder Stein doppelt so groß wie ich und von gewaltigen Proportionen.

Von einem anderen Fremdenführer in Stonehenge hatte ich er-fahren, daß es solche Kreise in ganz Britannien und Europa gibt – einige besser erhalten als andere, einige leicht abgewandelt in Form oder Ausrichtung, aber alle unbekannter Herkunft oder Bestim-mung.

Mr. Crook stand gütig lächelnd da, während ich zwischen den Steinen herumging und dann und wann anhielt, um einen zu be-rühren, als könnte das Eindruck auf die enormen Blöcke machen.

Einige waren matt gestreift, andere mit Glimmer durchsetzt, der den heiteren Schimmer der Sonne einfiel. Und alle unterschieden sich erheblich von den Brocken lokalen Gesteins, die ringsumher aus dem Farn aufragten. Wer immer die Kreise errichtet haben mochte, hatte es für wichtig gehalten, spezielle Blöcke abbauen, bearbeiten und transportieren zu lassen. Wie waren sie bearbeitet worden? Und wie transportiert, über welche unvorstellbaren Ent-fernungen hinweg?

Ich dankte Mr. Crook dafür, daß er mir die Pflanzen und diesen Ort gezeigt hatte. »Mein Mann wäre sicher fasziniert«, sagte ich. »Ich werde ihn später hierherführen.« Der alte Herr trug mir am Anfang des Weges ritterlich seinen Arm an. Ich nahm ihn, denn ich kam nach einem Blick den Steilhang hinunter zu dem Schluß, daß Mr. Crook trotz seines Alters fester auf den Beinen stand als ich.

Am Nachmittag lief ich die Straße ins Dorf hinunter, um Frank vom Pfarrhaus abzuholen. Glücklicherweise atmete ich den berausenden Duft der Highlands ein, eine Mischung aus Heidekraut, Salbei und Ginster, hier und dort gewürzt mit Rauch und Bratheringdüsten aus den verstreut liegenden Häuschen. Das Dorf schmiegte sich in eine kleine Senke am Fuße eines jener Berge, die so steil aus dem Moor des Hochlands aufragten. Die Häuschen nahe der Straße waren ausgesprochen hübsch. Die Blüte der Nachkriegszeit hatte sich in neuen Anstrichen niedergeschlagen, und auch das Pfarrhaus, das mindestens hundert Jahre alt war, prunkte mit hellgelbem Putz um die verzogenen Fensterrahmen.

Die Haushälterin des Pfarrers, hochaufgeschossen und dürr, mit drei Reihen Zuchtperlen um den Hals, öffnete die Tür. Als sie hörte, wer ich war, bat sie mich herein und führte mich durch einen langen, schmalen Flur, in dem Sepiadrucke von Menschen hingen, die berühmte historische Persönlichkeiten oder Verwandte des Pfarrers darstellen mochten, genauso gut aber auch die königliche Familie – besser konnte ich die Gesichtszüge in der Düsternis nicht erkennen.

Das Arbeitszimmer des Pfarrers war im Gegensatz dazu gleißend hell. Das Licht fiel durch hohe Fenster, die an einer Wand fast von der Decke bis zum Boden reichten. Eine Staffelei neben dem Kamin, auf der ein halb fertiges Ölbild stand – schwarze Felsen vor einem Abendhimmel –, gab Aufschluß darüber, warum die Fenster, sicher lange nach Errichtung des Hauses, eingebaut worden waren.

Frank und ein kleiner, wohlgenährter Mann mit dem hohen steifen Kragen des Geistlichen beugten sich behaglich über einen Haufen zerfledderter Papiere auf dem Schreibtisch an der Wand. Frank blickte kaum auf, um mich zu begrüßen, doch der Pfarrer ließ höflich von seinen Erläuterungen ab, eilte herüber und faßte meine Hand; sein rundes Gesicht strahlte vor Freude.

»Mrs. Randall!« sagte er und riß mir vor Herzlichkeit fast die Rechte aus. »Wie schön, Sie wiederzusehen! Und Sie sind gerade rechtzeitig gekommen, um das Allerneueste zu hören!«

»Das Allerneueste?« Ich warf einen Blick auf den Schreibtisch und datierte dieses Allerneueste anhand von Schmutz und Typographie auf etwa 1750.

»Ja. Wir sind den Spuren von Jack Randall, dem Vorfahren Ihres Mannes, in den damaligen Kriegsberichten gefolgt.« Der Pfarrer

beugte sich vor und sprach aus dem Mundwinkel wie ein amerikanischer Filmgangster. »Ich habe die Originale aus dem Archiv der hiesigen Historischen Gesellschaft, äh, ›entliehen‹. Sie werden das, bitte sehr, niemandem verraten?«

Amüsiert versprach ich, das hochbrisante Geheimnis für mich zu behalten, und sah mich nach einem Sitzmöbel um, in dem ich die jüngsten Offenbarungen aus dem achtzehnten Jahrhundert entgegennehmen konnte. Der Ohrensessel am Fenster wirkte geeignet, aber als ich die Hand ausstreckte, um ihn zum Schreibtisch zu drehen, stellte ich fest, daß er schon belegt war. Der Bewohner, ein kleiner Junge mit glänzenden schwarzen Haaren, hatte sich in den Tiefen des Möbels zusammengerollt und schlief fest.

»Roger!« Der Pfarrer war genauso überrascht wie ich. Der Junge schrak aus dem Schlaf auf, setzte sich kerzengerade hin und blickte uns mit großen, moosgrünen Augen an.

»Was willst du denn hier, du kleiner Frechdachs?« schalt der Pfarrer liebevoll. »Oh, mal wieder beim Heftchenlesen eingeschlafen?« Er hob die bunten Seiten auf und reichte sie dem Jungen. »Jetzt geh schön, ich habe mit den Randalls zu reden. Nein, warte noch einen Moment, ich habe vergessen, dich vorzustellen – Mrs. Randall, das ist mein Sohn Roger.«

Ich war ein wenig verwundert, denn ich hatte Reverend Wakefield für einen eingefleischten Junggesellen gehalten. Trotzdem ergriff ich die mir artig dargereichte Pfote und schüttelte sie freundlich, wonach ich dem Drang widerstand, mir die nunmehr recht klebrigen Finger am Rock abzuwischen.

Der Junge zog in Richtung Küche ab, und Reverend Wakefield schaute ihm liebevoll nach.

»Eigentlich der Sohn meiner Nichte«, vertraute er mir an. »Aber der Vater ist über dem Kanal abgeschossen worden und die Mutter bei einem Luftangriff auf London gestorben, also habe ich ihn aufgenommen.«

»Wie nett von Ihnen«, murmelte ich und dachte an Onkel Lamb. Auch er war bei einem Luftangriff auf London gestorben, und zwar durch einen Volltreffer auf das Auditorium des British Museum, wo er gerade einen Vortrag hielt. Da ich ihn kannte, dachte ich mir, er hätte vor allem Dankbarkeit dafür empfunden, daß der Flügel mit den persischen Altertümern verschont geblieben war.

»Ach was.« Der Pfarrer machte eine verlegen flatternde Hand-

bewegung. »Es ist hübsch, ein bißchen junges Leben im Haus zu haben. Und nun setzen Sie sich doch bitte.«

Frank begann zu reden, bevor ich meine Handtasche abgestellt hatte. »Ein verblüffender Glücksfall, Claire«, schwärmte er und blätterte in den eselsohrigen Papieren. »Der Pfarrer hat eine ganze Serie von Kriegsberichten gefunden, in denen Jonathan Randall erwähnt wird.«

»Nun, ein guter Teil seines Ruhms scheint Hauptmann Randalls eigener Verdienst gewesen zu sein«, bemerkte der Pfarrer und nahm Frank ein paar Blätter aus der Hand. »Er befehligte etwa vier Jahre lang die Garnison von Fort William und verbrachte offenbar einen guten Teil dieser Zeit damit, die schottischen Grenzgebiete im Auftrag der Krone zu schikanieren. Dies...« – er sonderte behutsam einen Stapel Papiere aus und legte sie neben die anderen –, »dies sind Berichte von Beschwerden, die mehrere Familien und Gutsbesitzer gegen den Hauptmann einlegten. Vorgebracht wurde alles mögliche, von der Belästigung des weiblichen Personals durch Soldaten bis hin zum Pferdediebstahl, ganz zu schweigen von diversen Fällen nicht näher erläuteter ›Beleidigungen‹.«

Das amüsierte mich. »Dann hast du also einen klassischen Schurken unter deinen Ahnen?« sagte ich zu Frank.

Er zuckte ungerührt die Achseln. »So war er nun einmal, und ich kann nichts mehr daran ändern. Ich möchte es nur herausfinden. Solche Beschwerden sind für die Zeit nicht allzu ungewöhnlich; die Engländer im allgemeinen und das Heer im besonderen waren im schottischen Hochland recht unbeliebt. Ungewöhnlich ist nur, daß die Beschwerden anscheinend nie zu etwas geführt haben.«

Der Pfarrer, unfähig, lange still zu bleiben, schaltete sich ein. »Das ist richtig. Nicht, daß die Offiziere damals an die uns heute geläufigen Normen gebunden waren; sie konnten in kleineren Angelegenheiten so ziemlich tun, was sie wollten. Aber es ist seltsam, daß man die Beschwerden nicht verfolgte und dann abwies; sie werden einfach nicht mehr erwähnt. Wissen Sie, was ich vermute, Randall? Daß Ihr Ahnherr einen Gönner hatte. Jemanden, der ihn vor seinen Vorgesetzten in Schutz nahm.«

Frank kratzte sich am Kopf und schielte nach den Berichten. »Da mögen Sie recht haben. Muß aber jemand ziemlich Mächtiges gewesen sein. Weit oben in der militärischen Hierarchie, vielleicht auch ein Mitglied des Hochadels.«

»Ja. Und es könnte sein –« Der Pfarrer wurde unterbrochen, als seine Haushälterin, Mrs. Graham, eintrat.

»Ich bringe Ihnen eine kleine Stärkung, meine Herren«, verkündete sie und stellte das Teebrett resolut in die Mitte des Schreibtischs, von wo der Pfarrer seine kostbaren Berichte gerade noch rechtzeitig zu retten vermochte. Mrs. Graham betrachtete mich prüfend und wußte das Zucken in meinen Gliedern und die gelinde Verglasung meiner Augen völlig richtig zu deuten.

»Ich habe nur zwei Tassen gebracht, weil ich mir dachte, daß sich Mrs. Randall vielleicht zu mir in die Küche setzen möchte. Ich habe ein wenig –« Ich wartete nicht auf den Schluß der Einladung, sondern sprang eilfertig auf. Als wir durch die Schwingtür traten, die in die Pfarrhausküche führte, hörte ich, wie die Herren erneut in Theorien ausbrachen.

Der Tee war grün, heiß und wohlriechend, und in der Flüssigkeit wirbelten Bruchstücke von Teeblättern.

»Mmm«, sagte ich, als ich die Tasse absetzte. »Es ist lange her, daß ich Oolong getrunken habe.«

Mrs. Graham nickte und strahlte über meine Freude an ihrem Imbiß. Sie hatte sich einige Mühe gemacht, handgefertigte Spitzendeckchen unter die Tassen aus Eierschalenporzellan gelegt und dicke Schlagsahne zum Gebäck gestellt.

»Aye, im Krieg konnte ich keinen bekommen. Dabei ist er am besten fürs Lesen. Mit dem Earl Grey war es ganz furchtbar. Die Blätter fallen so schnell auseinander, daß man kaum was erkennen kann.«

»Ach, Sie lesen aus dem Teesatz?« fragte ich leicht amüsiert. Nichts konnte der volkstümlichen Vorstellung von der wahrhaftigen Zigeunerin ferner sein als Mrs. Graham mit ihrer kurzen eisengrauen Dauerwelle und ihrer dreireihigen Halskette. Ein Schluck Tee rann ihr durch die lange, sehnige Kehle und verschwand zwischen den matt schimmernden Perlen.

»Aber sicher, mein Kind. Ich habe es von meiner Großmutter gelernt, und die hatte es von ihrer Großmutter. Trinken Sie aus, und ich werde sehen, was wir da haben.«

Mrs. Graham schwieg lange, drehte nur dann und wann die Tasse ins Licht oder rollte sie langsam zwischen ihren schmalen Händen, um sie aus einem anderen Blickwinkel zu betrachten.

Sie stellte die Tasse so behutsam ab, als müßte sie befürchten,

daß sie ihr ins Gesicht explodierte. Die Falten zu beiden Seiten ihres Mundes waren tiefer geworden, und sie hatte die Augenbrauen verwirrt zusammengezogen.

»Also«, sagte sie schließlich. »Das ist schon merkwürdig.«

»Ach ja?« Ich war immer noch amüsiert, fing aber auch an, neugierig zu werden. »Begegne ich demnächst einem großen dunklen Fremden, oder reise ich übers Meer?«

»Kann sein.« Mein ironischer Ton entging Mrs. Graham nicht, und sie übernahm ihn leise lächelnd. »Oder auch nicht. Genau das ist das Merkwürdige an Ihrer Tasse. Alles ist widersprüchlich. Wir haben das gekrümmte Blatt, das für Reisen steht, aber auch das geknickte, das Seßhaftigkeit bedeutet. Und Fremde gibt es ebenfalls, sogar mehrere. Und wenn ich den Satz richtig lese, ist einer von denen Ihr Mann.«

Meine Erheiterung verflüchtigte sich ein wenig. Nach sechs Jahren Trennung und sechs Monaten erneuten Zusammenlebens war mein Mann tatsächlich noch so etwas wie ein Fremder. Wenn mir auch nicht einleuchtete, woher Teeblätter das wissen sollten.

Mrs. Grahams Stirn war immer noch gerunzelt. »Zeigen Sie mir mal Ihre Hand, mein Kind«, sagte sie.

Die Finger, mit denen sie meine Hand hielt, waren knochig, aber erstaunlich warm. Von ihrem ordentlich frisierten und gebeugten Graukopf stieg leichter Lavendelduft auf. Sie starrte meine Hand ziemlich lange an und zog dann und wann eine Linie mit dem Finger nach, als hätte sie eine Landkarte vor sich, auf der sich alle Straßen im Nichts verloren.

»Nun, was ist?« fragte ich, um einen lockeren Gesprächston bemüht. »Oder ist mein Schicksal so furchtbar, daß Sie es mir nicht offenbaren mögen?«

Mrs. Graham hob die Augen und betrachtete nachdenklich mein Gesicht, behielt meine Hand jedoch in ihrer. Sie schürzte die Lippen und schüttelte den Kopf.

»Nein, nein, mein Kind. Ihr Schicksal steht nicht in Ihrer Hand geschrieben. Nur die Anlage dazu.« Der vogelähnliche Kopf neigte sich sinnend zur Seite. »Handlinien wandeln sich. Zu einer anderen Zeit Ihres Lebens können sie ganz anders aussehen als jetzt.«

»Das wußte ich nicht. Ich dachte, man kommt mit fertigen Linien auf die Welt, und dabei bleibt es.« Ich unterdrückte den Drang, Mrs. Graham die Hand zu entziehen. »Welchen Sinn hat

die Handleserei dann?« Ich wollte nicht unhöflich klingen, aber ich fand diese Inspektion, vor allem nach der Teesatzdeuterei, ein bißchen beunruhigend. Mrs. Graham lächelte unerwartet und faltete meine Finger über meine Handfläche.

»Die Handlinien zeigen, wer Sie sind. Deshalb verändern sie sich – oder sollten es zumindest. Bei manchen Leuten tun sie's nicht – bei den wenigen, die das Pech haben, sich nie zu ändern.« Mrs. Graham tätschelte mir die Hand. »Ich bezweifle, daß Sie zu ihnen gehören. Ihre Hand zeigt bereits erhebliche Veränderungen für jemanden, der so jung ist. Liegt wohl am Krieg«, sagte sie wie im Selbstgespräch.

Ich war wieder neugierig geworden und öffnete die Hand.

»Wer bin ich denn, meiner Hand zufolge?«

Mrs. Graham zog die Stirn kraus, nahm meine Hand jedoch nicht wieder in die ihre.

»Das kann ich nicht sagen. Was merkwürdig genug ist, denn die meisten Hände sind sich ähnlich. Ich will nicht behaupten, daß eine aussieht wie die andere, aber es ist oft so – es gibt bestimmte Muster.« Mrs. Graham lächelte plötzlich. Es war ein seltsam gewinnendes Lächeln, bei dem sie sehr weiße und offenkundig falsche Zähne zeigte.

»Auf dieser Grundlage arbeitet eine Wahrsagerin. Ich tu's jedes Jahr beim Kirchenfest, das heißt, ich habe es vor dem Krieg getan und werde jetzt wohl wieder damit anfangen. Also, ein Mädchen kommt ins Zelt, und da sitze ich mit meinem Turban und einer Pfauenfeder, die ich mir von Mr. Donaldson geliehen habe, und ›in Gewändern von orientalischem Glanz‹ – ich meine, im Morgenrock des Pfarrers, der ist gelb wie die Sonne, und es sind überall Pfauen drauf –, und ich schaue mir das Mädchen an, während ich so tue, als läse ich ihr aus der Hand, und ich sehe, ihre Bluse ist bis zum Nabel ausgeschnitten, und sie trägt Ohringe, die ihr bis zu den Schultern reichen, außerdem riecht sie nach billigem Parfüm. Da brauche ich keine Kristallkugel, um ihr zu prophezeien, daß sie noch vor dem Kirchenfest im nächsten Jahr ein Kind bekommen wird.« Mrs. Graham hielt inne, und in ihren grauen Augen blitzte der Schalk. »Wenn die Hand, die man hält, bloß ist, sollte man dem Mädchen allerdings erst mal sagen, daß sie bald heiraten wird – das ist taktvoller.«

Ich lachte, und Mrs. Graham auch. »Sie schauen also gar nicht

auf die Hände?« fragte ich. »Außer um festzustellen, ob ein Ring dran ist?«

Mrs. Graham blickte verwundert drein. »Natürlich schaue ich auf die Hand. Es ist nur so, daß man im voraus weiß, was man sehen wird. Meistens jedenfalls.« Mrs. Graham deutete mit einer Kopfbewegung auf meine offene Hand. »Aber dieses Muster habe ich noch nie gesehen. Der große Daumen...« – sie beugte sich vor und berührte ihn leicht –, »das ist nicht so ungewöhnlich. Es bedeutet, daß Sie willensstark sind und sich so leicht nichts gefallen lassen.« Mrs. Graham zwinkerte mir zu. »Aber das hätte Ihnen auch Ihr Mann sagen können. Das hier auch.« Sie zeigte auf meinen fleischigen Daumenballen.

»Was ist das?«

»Der sogenannte Venushügel.« Mrs. Graham schürzte ein wenig spröde die dünnen Lippen, obwohl sich ihre Mundwinkel hoben. »Bei einem Mann hieße es, daß er den Mädels nachläuft. Bei einer Frau verhält es sich etwas anders. Um höflich zu bleiben, werde ich eine kleine Prophezeiung für Sie machen und sagen, daß sich Ihr Mann nie sehr weit von Ihrem Bett entfernen wird.« Mrs. Graham lachte überraschend tief, ja anzüglich, und ich errötete ein bißchen.

Dann betrachtete sie wieder meine Hand, deutete hie und da mit dem Zeigefinger, um zu erklären, was sie meinte.

»Klar ausgeprägte Lebenslinie; mit anderen Worten, Sie sind bei guter Gesundheit und werden es wahrscheinlich bleiben. Die Lebenslinie ist unterbrochen, das heißt, Ihr Leben hat sich merklich verändert – das gilt freilich für uns alle, nicht wahr? Aber Ihre ist stärker zerfasert als üblich, lauter Bruchstücke. Und Ihre Herzlinie...« Mrs. Graham schüttelte erneut den Kopf. »Ihre Herzlinie ist geteilt. Das ist nicht ungewöhnlich, bedeutet zwei Ehen...«

Worauf ich doch reagierte, wenn ich es auch unterdrückte, aber Mrs. Graham hatte das leichte Zucken wahrgenommen und blickte auf. Sie schüttelte beruhigend den grauen Kopf.

»Nein, nein, mein Kind. Das heißt nicht, daß Ihrem Mann etwas zustößt. Nur *wenn*«, sie betonte das »Wenn«, indem sie meine Hand ein wenig drückte, »dann wären Sie nicht die Frau, die vor Kummer vergehen und den Rest ihres Lebens mit Trauern vergeuden würde. Sie sind eine von denen, die wieder lieben können, wenn sie ihre erste Liebe verloren haben.«

Mrs. Graham kniff die Augen zusammen und fuhr mit einem kurzgeschnittenen Nagel behutsam die Herzlinie entlang. »Aber geteilte Linien sind meistens unterbrochen – Ihre gabelt sich.« Sie blickte schelmisch lächelnd auf. »Sie sind doch nicht etwa eine heimliche Bigamistin, oder?«

Ich schüttelte lachend den Kopf. »Nein. Wann sollte ich auch die Zeit dafür haben?« Dann zeigte ich Mrs. Graham meine Handkante.

»Ich habe gehört, kleine Kerben hier zeigen, wie viele Kinder man bekommen wird.« Mein Ton war beiläufig, hoffte ich. Und meine Handkante war enttäuschend glatt.

Mrs. Graham winkte verächtlich ab.

»Pah! Wenn Sie ein, zwei Kinder haben, können Sie da Falten kriegen. Aber meistens kriegen Sie die im Gesicht. Im voraus beweist das gar nichts.«

»Nein?« Ich war geradezu närrisch erleichtert, das zu hören. Ich wollte noch fragen, ob die tiefen Linien, die über dem Ansatz meines Handgelenks verliefen, etwas bedeuteten (Selbstmordgefährdung?), aber an diesem Punkt wurden wir von Reverend Wakefield gestört, der mit leeren Teetassen in die Küche kam. Er stellte sie auf die Abtropffläche und begann laut und ungeschickt im Schrank zu kramen, offenbar in der Hoffnung, daß ihm jemand zu Hilfe eilen würde.

Mrs. Graham sprang auf, um ihre Küche zu verteidigen, schob den Pfarrer fort und ging daran, Teezutaten auf ein Tablett zu stellen. Reverend Wakefield nahm mich beiseite, damit wir ihr nicht im Weg wären.

»Kommen Sie doch mit ins Arbeitszimmer und trinken Sie noch eine Tasse Tee mit Ihrem Mann und mir, Mrs. Randall. Wir haben eine wirklich aufregende Entdeckung gemacht.«

Ich sah, daß der Pfarrer, wenn auch äußerlich gefaßt, kaum an sich halten konnte vor Freude – wie ein kleiner Junge mit einem Frosch in der Tasche. Ich würde ihn begleiten und Hauptmann Jonathan Randalls Wäscherechnungen, Quittungen für Stiefelreparaturen oder ähnlich faszinierende Dokumente lesen müssen.

Frank war so versunken in die zerfledderten Papiere, daß er kaum aufblickte, als ich das Arbeitszimmer betrat. Widerwillig gab er sie in die feisten Hände des Pfarrers und lief um den Schreibtisch herum, stellte sich hinter Reverend Wakefield und schaute

ihm über die Schulter, als könnte er es nicht ertragen, die Papiere auch nur einen Moment aus den Augen zu lassen.

Ich befragte die schmutzigen Dokumente und sagte höflich: »Ja? Mhm – sehr interessant.« Tatsächlich war die krakelige Handschrift so verschnörkelt und verblaßt, daß es kaum der Mühe wert schien, sie zu entziffern. Auf dem oberen Rand eines Bogens, der besser erhalten war als die anderen, befand sich ein Wappen.

Ich starrte auf den verblichenen Panther und die Druckbuchstaben darunter, die lesbarer waren als die Schreibrift. »Der Herzog von... Sandringham, ja?« fragte ich.

»In der Tat«, bestätigte der Pfarrer noch strahlender. »Ein inzwischen erloschener Titel, wie Sie sicher wissen.«

Ich wußte es nicht, nickte jedoch verständnisvoll, da mir Historiker im Entdeckungsrausch durchaus nicht fremd waren. Man mußte selten mehr tun, als sporadisch zu nicken und in passenden Abständen »Ach, wirklich?« oder »Wie ungeheuer faszinierend!« zu sagen.

Nach einigem Hin und Her zwischen Frank und dem Pfarrer wurde letzterem die Ehre zuteil, mir von ihrer gemeinsamen Entdeckung zu berichten. Offenbar legte all dieser Plunder die Vermutung nahe, daß Franks Vorfahr, der berühmt-berüchtigte Black Jack Randall, nicht nur ein tapferer Soldat der Krone, sondern auch ein bewährter – und geheimer – Agent des Herzogs von Sandringham gewesen war.

»Fast ein Lockspitzel, meinen Sie nicht auch, Dr. Randall?« Der Pfarrer spielte Frank großmütig den Ball zu, und Frank ließ sich nicht zweimal bitten.

»Doch. Alles ist natürlich äußerst zurückhaltend formuliert...« Frank drehte die Seiten behutsam um.

»Ach, wirklich?« sagte ich.

»Aber es möchte scheinen, daß Jonathan Randall mit der Aufgabe betraut war, bei den maßgeblichen schottischen Familien in der hiesigen Region jakobitische Gefühle zu schüren, wenn es denn solche gab. Wobei der springende Punkt war, Baronets und Clan-Oberhäupter, die derartige Sympathien hegen mochten, zu entlarven. Das ist allerdings seltsam. Stand Sandringham nicht selbst im Verdacht, Jakobit zu sein?« Frank wandte sich dem Pfarrer zu, die Stirn fragend gerunzelt. Reverend Wakefield wiegte den glatten, kahlen Kopf, und in sein Gesicht trat ein ähnlicher Ausdruck.

»Ja, ich glaube, Sie haben recht. Aber schauen wir sicherheits- halber im Cameron nach ...« – der Pfarrer eilte zum Regal, das mit kalbsledernen Folianten vollgestopft war –, »da wird Sandring- ham bestimmt erwähnt.«

»Wirklich faszinierend«, murmelte ich und gestattete mir, meine Aufmerksamkeit auf die Korktafel zu lenken, die eine ganze Wand des Arbeitszimmers einnahm.

Sie war mit einem erstaunlichen Allerlei von Dingen bespickt, hauptsächlich Papieren der einen oder anderen Art – Gasrechnun- gen, Briefe, Benachrichtigungen vom Diözesanrat, lose Blätter aus Romanen, Notizen von der Hand des Pfarrers –, aber auch Gegen- ständen wie Schlüsseln, Flaschenverschlüssen und, so schien es, kleinen Wagenteilen, mit Bindfaden und Reißzwecken befestigt.

Ich betrachtete müßig diese Sammlung und lauschte mit halbem Ohr dem Disput, der hinter mir geführt wurde. (Die Herren ka- men zu dem Schluß, wahrscheinlich sei der Herzog von Sandring- ham in der Tat Jakobit gewesen.) Mein Blick fiel auf einen Stamm- baum, mit besonderer Sorgfalt sowie vier Reißzwecken an einem Ehrenplatz aufgehängt. Die oberste Reihe enthielt Namen, die auf das frühe siebzehnte Jahrhundert datiert waren. Doch ins Auge ge- sprungen war mir der Name ganz unten: »Roger W. (MacKenzie) Wakefield« stand dort.

»Verzeihung«, sagte ich in ein letztes Nachgeplänkel des Dis- puts hinein (ob der Panther auf dem Wappen des Herzogs nun eine Lilie oder einen Krokus in der Pranke halte), »ist das der Stamm- baum Ihres Sohnes?«

»Wie? Oh – ja. Ja, das ist der Stammbaum meines Sohnes.« Ab- gelenkt und wieder strahlend eilte der Pfarrer zu mir herüber. Er nahm das Blatt zärtlich von der Wand und legte es vor mir auf den Schreibtisch.

»Ich wollte nicht, daß Roger seine Familie vergißt«, erklärte er. »Es ist ein ziemlich altes Geschlecht, reicht bis ins siebzehnte Jahr- hundert zurück.« Ein Wurstfinger fuhr den Stammbaum beinahe ehrfürchtig nach.

»Ich habe ihm, da er bei mir lebt, meinen Namen gegeben, das schien mir passender. Darüber soll er aber nicht vergessen, woher er stammt.« Reverend Wakefield verzog abbittend das Gesicht. »Meine Familie macht, genealogisch gesehen, leider nicht viel her. Pfarrer und Vikare, dann und wann ein Buchhändler, damit es

nicht gar zu eintönig wird, und nachweisbar nur ab 1762. Ziemlich schlechte Dokumentation«, sagte er und schüttelte bedauernd den Kopf über die Faulheit seiner Vorfahren.

Es war spät, als wir das Pfarrhaus verließen. Reverend Wakefield hatte noch versprochen, die Briefe gleich morgen zum Kopieren in die Stadt mitzunehmen, und Frank plapperte den größten Teil unseres Heimwegs glücklich von Spitzeln und Jakobiten. Dann fiel ihm auf, daß ich sehr still war.

»Was ist, Liebste?« fragte er und faßte fürsorglich meinen Arm. »Fühlst du dich nicht wohl?« Es klang halb besorgt, halb hoffnungsvoll.

»Nein, es geht mir gut. Ich habe nur...« – ich zögerte, weil wir über dieses Thema schon einige Male gesprochen hatten, – »ich habe nur an Roger gedacht.«

»An Roger?«

Ich seufzte ungeduldig. »Wirklich, Frank! Du kannst so... un aufmerksam sein! Roger, der Sohn von Reverend Wakefield.«

»Ach so. Ja, natürlich«, sagte Frank vage. »Nettes Kind. Was ist mit ihm?«

»Nun... es gibt viele Kinder wie ihn. Waisenkinder, du verstehst schon.«

Frank betrachtete mich mit scharfem Blick und schüttelte den Kopf.

»Nein, Claire. Ich habe dir bereits gesagt, wie ich zu einer Adoption stehe. Ich... ich könnte so einem Kind gegenüber keine richtigen Gefühle entwickeln, einem Kind, das... nun, das nicht mein eigenes Fleisch und Blut ist. Was zweifellos lächerlich und egoistisch ist, aber so ist es nun mal. Vielleicht überlege ich mir das irgendwann noch anders, aber im Moment...« Wir gingen ein paar Schritte in angespanntem Schweigen. Plötzlich blieb Frank stehen, wandte sich mir zu und faßte meine Hände.

»Claire«, sagte er mit belegter Stimme, »ich möchte, daß *wir* ein Kind haben. Du bist für mich das Wichtigste auf der Welt. Ich möchte vor allem, daß du glücklich bist, aber ich möchte auch... nun, ich möchte dich auch für mich behalten. Ich fürchte, ein Kind von außen, ein Kind, mit dem wir nicht richtig verwandt sind, käme mir wie ein Eindringling vor, und ich würde es ablehnen. Aber wenn ich dir ein Kind geben, es in dir wachsen sehen, miterleben könnte, wie es geboren wird... dann hätte ich vielleicht das

Gefühl, es sei eine ... Erweiterung von dir. Und mir. Ein wirklicher Teil der Familie.« Franks Augen waren groß und flehend.

»Ja, gut. Ich verstehe.« Ich war bereit, das Thema fallenzulassen – einstweilen. Ich wandte mich ab, wollte weitergehen, aber Frank streckte die Hand aus und nahm mich in seine Arme.

»Claire. Ich liebe dich.« In seiner Stimme war eine ungeheure Zärtlichkeit, und ich legte den Kopf an seine Jacke, spürte seine Wärme und die Kraft seiner Arme.

»Ich liebe dich auch.« Wir standen einen Moment aneinandergeschmiegt da und schwankten leicht im Wind, der die Straße entlangfegte. Plötzlich löste sich Frank von mir und lächelte mich an.

»Außerdem«, sagte er leise und strich mir die zerzausten Haare aus dem Gesicht, »außerdem haben wir doch noch nicht aufgegeben, oder?«

Ich erwiderte sein Lächeln. »Nein.«

Er nahm meine Hand und schob sie unter seinen Ellenbogen. Wir machten uns auf zu unserem Quartier.

»Bist du zu einem weiteren Versuch bereit?«

»Ja. Warum nicht?« Wir spazierten Hand in Hand zur Gereside Road. Erst der Baragh Mhor, der piketische Stein an der Straßenecke, erinnerte mich an Altertümer.

»Ich habe es ganz vergessen!« rief ich. »Ich muß dir etwas Spannendes zeigen.« Frank blickte auf mich herunter und zog mich näher an sich, drückte meine Hand.

»Ich dir auch«, sagte er lächelnd. »Du kannst mir das deine morgen zeigen.«

Doch am nächsten Tag hatten wir etwas anderes zu tun. Ich hatte vergessen, daß eine Tour zum Great Glen und Loch Ness auf dem Programm stand.

Die Fahrt durch das Glen war lang, daher brachen wir früh am Morgen auf, vor Sonnenaufgang. Nachdem wir durch die kalte Dämmerung zum wartenden Auto gehastet waren, fand ich es gemütlich, mich unter einer Wolldecke zu entspannen und zu spüren, wie die Wärme in meine Hände und Füße zurückkehrte. Damit verbunden war eine wohlige Mattigkeit, und ich schlummerte zufrieden an Franks Schulter ein – mein letzter Blick fiel auf den Kopf des Fahrers, eine rotgeränderte Silhouette vor dem heller werdenden Himmel.

Es war nach neun, als wir ankamen, und der Fremdenführer, den Frank bestellt hatte, wartete am Ufer des Sees mit einem kleinen Segelboot auf uns.

»Wenn's Ihnen recht ist, Sir, ich habe mir gedacht, wir machen eine Fahrt über den Loch zum Urquhart Castle. Vielleicht essen wir da einen Bissen, bevor es weitergeht.« Der Fremdenführer, der ein abgetragenes Baumwollhemd und eine Körperhose trug, war klein und wirkte mürrisch. Er verstaute den Picknickkorb ordentlich unter dem Sitz und half mir mit schwieliger Hand ins Boot.

Der Tag war schön, und das sprießende Grün an den steilen Ufern spiegelte sich verschwommen auf der gekräuselten Oberfläche des Sees. Unser Fremdenführer war, unbeschadet seines mürrischen Aussehens, wohlinformiert und gesprächig und wies uns auf die Burgen und Ruinen hin, die den langen, schmalen Loch säumten.

»Da drüben ist Urquhart.« Er deutete auf eine Wand aus Stein, die kaum zu sehen war hinter den Bäumen. »Oder das, was davon übrig geblieben ist. Die Hexen vom Glen haben die Burg verflucht, und seither gab's dort ein Unglück nach dem andern.«

Dann erzählte uns der Fremdenführer die Geschichte von Mary Grant, der Tochter des Burgherrn von Urquhart, und ihrem Geliebten Donald Donn, Dichter und Sohn des MacDonald von Bohuntin. Obwohl Marys Vater seiner Tochter verboten hatte, Donald wiederzusehen, da er dessen Gewohnheit mißbilligte, alles Vieh zu stehlen, das ihm über den Weg lief (ein altes und durchaus ehrbares Gewerbe im schottischen Hochland, wie uns der Fremdenführer versicherte), trafen sich die beiden weiterhin. Marys Vater bekam Wind davon, und Donald wurde zu einem vorgetäuschten Rendezvous gelockt und gefangengenommen. Zum Tode verurteilt, ersuchte er darum, nicht wie ein Verbrecher gehenkt, sondern wie ein Mann von Stand geköpft zu werden. Diese Bitte wurde ihm gewährt, und als man Donald zum Richtblock führte, sagte er immer wieder: »Der Teufel soll den Herrn von Grant holen, und Donald Donn wird nicht aufgeknüpft.« Die Sage weiß zu vermelden, daß sein abgeschlagenes Haupt sprach, als es vom Richtblock rollte. Es sagte: »Mary, heb du meinen Kopf auf.«

Ich schauderte, und Frank legte den Arm um mich. »Ein Fragment von einem der Gedichte Donald Donns ist erhalten geblieben«, sagte er ruhig. »Es lautet:

*Morgen bin ich auf einem Berg, ohne Haupt.
Habt ihr kein Erbarmen mit meinem bekümmerten Mädchen,
Mit meiner Mary, so schön und so sanften Auges?«*

Ich nahm Franks Hand und drückte sie leicht.

Geschichte folgte auf Geschichte, und da eine jede von Verrat, Mord und Gewalt handelte, schien es, als hätte sich Loch Ness seinen finsternen Ruf vollauf verdient.

Ich starrte über die Bootswand in die trüben Tiefen. »Und das Ungeheuer?« fragte ich. Es paßte in diese Umgebung.

Der Fremdenführer zog die Schultern hoch und spuckte ins Wasser.

»Der Loch ist seltsam, das steht fest. Es gibt auch Geschichten von einem uralten und bösen Ding, das einst in den Tiefen gehaust hat. Die Leute haben ihm Opfer gebracht, Kühe, und manchmal sogar kleine Kinder.« Der Fremdenführer spuckte wieder aus. »Manche behaupten, der Loch wäre bodenlos, hat einen Schacht in der Mitte, der tiefer ist als alles sonst in Schottland. Andererseits ...« – um die Augen des Fremdenführers zogen noch ein paar mehr Runzeln auf –, »war vor ein paar Jahren eine Familie aus Lancashire hier, und die rannten in Invermoriston zur Polizei und schrien, sie hätten gesehen, wie das Ungeheuer aus dem Wasser gekommen wäre und sich im Farn versteckt hätte. Ein schreckliches Geschöpf, sagten sie, mit roten Haaren und fürchterlichen Hörnern, und es hätte was gekaut, und das Blut wäre ihm nur so vom Maul getropft.« Der Fremdenführer hob die Hand und gebot meinem entsetzten Aufschrei Einhalt.

»Sie schickten einen Polizisten, und als der wiederkam, sagte der, außer dem tropfenden Blut wäre es die genaue Beschreibung von einem ...« – der Fremdenführer machte eine Kunstpause –, »schönen Hochlandrind gewesen, das im Farn sein Futter wiederkäut.«

Wir segelten den halben See ab, bevor wir an Land gingen und ein spätes Mittagessen zu uns nahmen. Dann wurden wir vom Auto abgeholt und fuhren durch das Glen zurück, wobei wir nichts Unheimlicheres sahen als einen Fuchs auf der Straße, der, während wir um eine Kurve bogen, erschrocken aufblickte, irgendein kleines, formloses Tier zwischen den Fängen. Er sprang zur Seite und sauste flink wie ein Schatten den Hang hinauf.

Es war sehr spät, als wir schließlich Mrs. Bairds Gartenweg ent-

langtaumelten, aber wir hielten uns auf der Schwelle umschlungen, während Frank den Schlüssel suchte, und lachten immer noch über die Ereignisse des Tages.

Erst als wir uns auszogen, dachte ich daran, Frank von dem kleinen Steinkreis auf dem Craigh na Dun zu berichten. Seine Müdigkeit verschwand schlagartig.

»Wirklich? Und du weißt genau, wo er ist? Phantastisch, Claire!« Frank strahlte und begann seinen Koffer zu durchwühlen.

»Was suchst du?«

»Den Wecker«, antwortete Frank.

»Wozu?« fragte ich verwundert.

»Ich möchte rechtzeitig auf sein und sie sehen.«

»Wen?«

»Die Hexen.«

»Die Hexen? Wer hat dir gesagt, daß es hier Hexen gibt?«

»Der Pfarrer«, erwiderte Frank, der diesen Witz offenkundig genoß. »Seine Haushälterin ist auch eine.«

Ich dachte an die würdevolle Mrs. Graham und schnaubte verächtlich. »Das ist doch lachhaft!«

»Nun, ›Hexen‹ ist vielleicht nicht das richtige Wort. Es hat zwar in Schottland jahrhundertlang Hexen gegeben – und man hat sie bis tief ins achtzehnte hinein verbrannt –, aber diese Damen verstehen sich als Druidinnen oder irgend etwas in der Richtung. Ich glaube nicht, daß es sich um einen Teufelskult oder andere finstere Dinge handelt. Aber der Pfarrer hat gesagt, hier gebe es eine Gruppe, die an den alten Sonnenfesten noch die alten Rituale praktiziert. Er kann es sich wegen seiner Position natürlich nicht leisten, ein allzugroßes Interesse an den Tag zu legen, aber er ist viel zu neugierig, um sie völlig zu ignorieren. Er wußte nicht, wo die Zeremonie stattfindet, aber wenn es in der Nähe einen Steinkreis gibt, dann wohl dort.« Frank rieb sich in freudiger Erwartung die Hände. »Welch ein Glück!«

Einmal im Dunkeln aufzustehen, um auf Abenteuer auszugehen, ist ein Jux. Es zweimal hintereinander zu tun, riecht nach Masochismus.

Bei dieser Gelegenheit gab es auch kein warmes Auto und Thermosflaschen mit heißen Getränken. Verschlafen stolperte ich hinter Frank den Berg hinauf, fiel fast über Wurzeln und stieß mir die

Zehen an. Es war kalt und trübe, und ich vergrub meine Hände tiefer in den Taschen meiner Wolljacke.

Eine letzte Anstrengung, und wir waren oben und hatten den Kreis vor uns; die Steine waren im düsteren Licht der Dämmerung kaum zu erkennen. Frank stand reglos und bewunderte sie, während ich mich keuchend auf einen geeigneten Felsblock sinken ließ.

»Schön«, murmelte Frank. Leise ging er zum äußeren Rand des Kreises, und seine schattenhafte Gestalt verschwand im tieferen Schatten der Steine. Ja, sie waren schön – und gottverdammte unheimlich. Wenn die Menschen, die dieses Bauwerk errichtet hatten, damit hatten Eindruck machen wollen, dann war es ihnen gelungen.

Frank war im Nu zurück. »Noch niemand da«, flüsterte er plötzlich hinter mir, und ich fuhr zusammen. »Komm mit, ich habe ein Plätzchen gefunden, wo wir alles gut beobachten können.«

Es dämmerte jetzt im Osten; nur ein Hauch von bleichem Grau am Horizont, aber immerhin so viel Licht, daß es mich davor bewahrte zu stolpern, als Frank mich durch eine Lücke führte, die er zwischen den Erlen am oberen Ende des Weges entdeckt hatte. Mitten im Gestrüpp war eine Art Lichtung, gerade so groß, daß wir Seite an Seite stehen konnten. Der Weg war in der Tat deutlich zu erkennen, ebenso das Innere des Steinkreises, der keine sieben Meter entfernt war. Nicht zum ersten Mal fragte ich mich, was genau Frank während des Krieges getan hatte. Jedenfalls schien er eine Menge davon zu verstehen, wie man sich lautlos im Dunkeln bewegt.

Dösig, wie ich war, wünschte ich mir nichts sehnlicher, als mich unter einer Erle zusammenzurollen und weiterzuschlafen. Doch dafür reichte der Platz nicht, und so blieb ich stehen und spähte den steilen Weg hinunter, ob sich schon Druidinnen näherten. Ich bekam einen steifen Rücken, und die Füße taten mir weh, aber es konnte nicht mehr lange dauern; der Lichtstreifen im Osten war rosig geworden, und ich vermutete, daß es weniger als eine halbe Stunde bis Tagesanbruch war.

Die erste bewegte sich fast so leise wie Frank. Es gab ein kaum hörbares Knirschen, als sie nahe der Bergkuppe einen Kiesel lostrat, und dann tauchte langsam ein wohlfrasierter Graukopf auf. Mrs. Graham. Es stimmte also. Die Haushälterin des Pfarrers trug – durchaus vernünftig – Tweedrock und Wollmantel; unter dem Arm